

Madarejúwa Tenharim  
und Thomas Fischermann

## Der letzte Herr des Waldes

Ein Indianerkrieger aus dem Amazonas erzählt  
vom Kampf gegen die Zerstörung seiner Heimat  
und von den Geistern des Urwalds

– unkorrigierte Leseprobe –

Wir bitten Sie,  
Rezensionen nicht vor dem 15. März 2018  
zu veröffentlichen.

C.H.Beck

Erscheint am 15. März 2018  
Ca. 224 Seiten mit 27 Abbildungen in Farbe und 2 Karten  
Gebunden, ca. 19,95 Euro [D]  
ISBN 978 3 406 72153 3

Auch als e-book erhältlich  
ISBN 978 3 406 72154 0

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München  
Umschlagabbildung: © Thomas Fischermann  
Bildnachweis: Seite 3, 4: © Thomas Fischermann;  
Seite 11: © Dario de Dominicis; Seite 16: © Luiza de Paula;  
Seite 26: © Peter Palm, Berlin  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)  
Printed in Germany  
Werbemittel-Nummer: 257522

*www.chbeck.de*



«Magst du mir folgen? Hier entlang. Ich will dir etwas zeigen. Du musst aber tun, was ich dir sage. Vertraust du mir? Gut. Sei still, ganz leise. Mach einen Schritt nach vorn und bleib dann stehen. Beweg dich nicht mehr. Spann deine Muskeln an und halte den Atem an. Jetzt sag mir, wo du hier bist.»



«Ich bin Madarejúwa, ein Krieger vom Volk der Tenharim. Den gleichen Namen haben andere Männer vor mir getragen, große Jäger, weise Häuptlinge und Eroberer. Ich bin stolz darauf, ihren Namen zu tragen, es ist ein guter Name. Die Tenharim haben viele Kriege geführt und stets gewonnen. Heute sind unsere Gegner die Weißen.

Nein, nicht du. Nicht alle. Du bist ein *Gringo*, nicht von hier. Ich spreche von den Weißen, die eine Straße durch unser Land gebaut haben, über die Gräber unserer Toten hinweg. Jetzt dringen sie wieder ein und fällen die Bäume. Sie quälen die Tiere und schürfen im Boden nach Metall.»

## Über das Buch

Auf seinen Reisen durch den Amazonas ist der Journalist Thomas Fischermann dem jungen Madarejúwa Tenharim begegnet. Immer wieder hat er mit ihm gesprochen und ihn auf seinen Streifzügen durch den Urwald begleitet. Nun leiht er ihm seine Stimme. Madarejúwa führt den Leser durch sein Stammesgebiet: Er geht auf die Jagd nach Wildschweinen und Affen, in den Kampf mit Jaguaren und Anakondas, an mystische Stätten zu Ritualen und Festen. Die Streifzüge mit Madarejúwa Tenharim machen begreifbar, was der Wald für den jungen Mann und sein Volk bedeutet: Wenn die Natur stirbt, dann sterben auch sie. Aus dem Wald beziehen sie ihre Nahrung, ihre Naturheilmittel, ihre Identität und Spiritualität. Aus erster Hand erfahren wir von einem uralten Verständnis der Balance zwischen Mensch und Natur.

«Ich glaube, die Natur braucht die Menschen, damit wir uns um sie kümmern. Sie belohnt uns dafür, wenn wir es tun. Wir sitzen hier unter einem Baum, weil der Baum uns Schatten spendet. Unter einem Baum weht ein besonderer Wind, der Baum kühlt die Menschen ab und gibt ihnen eine tiefe Ruhe. Ein Mensch spürt, wenn er unter einem Baum sitzt, nirgendwo anders hat man dieses Gefühl. Es ist der beste Ort, um eine Hängematte aufzuspannen. Die Tenharim beschützen die Bäume seit Beginn der Welt.»

*Madarejúwa Tenharim*

**«Die Weißen machen Fehler,  
sobald sie die Natur betreten.»**

Thomas Fischermann sprach mit Madarejúwa Tenharim zuletzt im August 2017, um letzte Fragen zum Manuskript zu klären, und führte dabei dieses kurze Interview.

**Frage:** *Viele Menschen in Deutschland werden bald lesen, was wir zusammen geschrieben haben. Welche Hoffnungen verbindet das Volk der Tenharim mit dieser Veröffentlichung?*

**Tenharim:** Ich hoffe, dass die Menschen unser Volk und seine Geschichte besser kennen lernen. Sie sollen verstehen, dass wir eine lange Geschichte und eine lange Tradition haben. Wir beschützen den Amazonaswald, und deswegen geraten wir in Konflikte mit anderen. Das sollen die Leute wissen, statt nur schnell anhand von aktuellen Ereignissen in den Nachrichten zu urteilen ...

*Sie sprechen davon, dass es immer wieder Auseinandersetzungen zwischen weißen Siedlern und den Kriegern ihres Volkes gibt, die manchmal tödlich ausgehen. Vor vier Jahren wurden die Leichen weißer Siedler in Ihrem Reservat gefunden.*

Ich finde die Fragen zu diesem Thema schwierig. Sie sind am schwierigsten zu beantworten für mich.

*Okay, reden wir von etwas anderem. Sie haben mir erzählt, dass die Leser des Buches mehr über die Lebensweise der Tenharim erfahren sollen. Was können die Menschen in Deutschland denn von Ihnen lernen?*

Ich weiß, die Welt der Weißen ist sehr anders. Doch ich denke, es kann helfen, unsere Sprache zu verstehen und unsere Lebensweise zu kennen. Wenn die Weißen uns verstehen, ist das schon ein Beitrag, der die Wirklichkeit verändern kann.

*Was machen die Weißen falsch in ihrem Leben?*

Sie machen Fehler, sobald sie in die Natur kommen. Wenn sie den Wald betreten. Kein Weißer weiß, wie er sich dort bewegen soll. Er sieht die Tiere nicht. Er weiß nicht, wie er mit den Tieren reden kann.

*Das war ja auch mein Problem bei unseren Expeditionen. Sie sind regelmäßig an meiner Tapsigkeit im Wald verzweifelt und fanden viele meiner Fragen schräg. Wie denken Sie heute über die vielen Gespräche, die wir geführt haben?*

Nein, ich fand die Fragen eigentlich alle gut und sehr interessant.

*Kürzlich haben Sie mich überrascht. Sie sagten, dass Sie mich schon kannten, lange bevor ich Sie kennen lernte. Sie hatten mich bei der Durchfahrt durch Ihr Stammesgebiet beobachtet ...*

Ja, wir haben damals von einem Versteck aus die Straße beobachtet.



*Das war 2013, auf einem Höhepunkt der gewaltsamen Konflikte zwischen den Tenharim und ihren Nachbarn. Wir kamen damals als Journalisten und mussten den ersten Versuch, Ihr Volk und seine Häuptlinge zu befragen, abbrechen.*

Wir sahen von unserem Versteck aus, wie die Polizei kam und Sie nicht in unser Land gelassen hat. Ich habe sogar gesehen, wie Davilson (der brasilianische Indigenen-Experte und Waldführer, der die meisten Expeditionen für dieses Buch begleitet hat) aus dem Auto ausstieg und auf unser Dorf zulief. Er rief die Namen unserer Anführer.

*Gezeigt hat sich aber keiner von Ihnen. Das Dorf kam uns wie ausgestorben vor. Und Davilson wurde damals festgenommen.*

Wir haben darüber gesprochen, fanden es alle sehr schlecht von der Polizei, dass sie das verhindert hat. Aber später sind Sie ja wiedergekommen.

*Stellen Sie sich mal vor, Sie reisten eines Tages nach Deutschland. Worauf sind Sie neugierig? Welche Fragen würden Sie den Menschen dort stellen?*

Ich weiß nicht ... ist die deutsche Sprache nicht sehr schwierig?

*Mal angenommen, jemand übersetzt.*

Ich würde gerne einen Flughafen besuchen und andere Orte für Touristen.

Warum?

Ich habe noch nie ein Flugzeug gesehen.

*Was ist für Sie jetzt wichtig in Ihrem Leben? Was sind Ihre Pläne?*

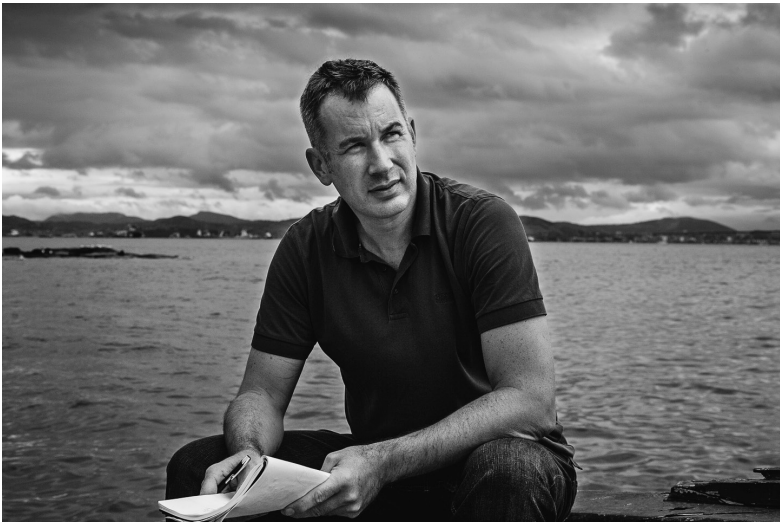
Das Wichtigste in meinem Leben ist der Kampf für die Rechte meines Volkes und aller indigenen Völker. Und es ist wichtig, dass ich ein Indianer bleibe, dass ich meine Lebensweise pflege und meine Sprache.

*Sie sind aber kürzlich nochmal in die Stadt zurückgekehrt, um Ihre Schulbildung fortzusetzen.*

Ja, denn ich muss für das Leben im Wald vorbereitet sein, aber auch für das Leben unter Weißen. Heute ist das so.

*In unserem Buch erzählen Sie die Geschichte, wie Ihr erster Anlauf in einer Schule der Weißen war. Da hielten Sie nur wenige Monate durch. Danach kam das Militär in die Schulen und schickte alle Indigenen weg, weil die Konflikte mit den weißen Siedlern zu groß wurden. Trotzdem sind Sie zurückgekehrt?*

Ich glaube, dass ich mit einer Schulbildung die Rechte meines Volkes besser verteidigen kann. Aber ich will niemals auf Dauer in der Stadt leben. Ich werde jetzt diese Schulausbildung machen, und dann kehre ich in mein Dorf zurück. Daran gibt es gar keinen Zweifel.



### «Er war der Lehrer und ich der Schüler.»

*Thomas Fischermann, 48, ist Südamerika-Korrespondent der ZEIT und lebt in Brasilien. Für dieses Buch hat er monatelang gemeinsam mit dem jungen Krieger Madarejúwa das Reservat der Tenharim bereist und unzählige Interviews geführt und Monologe aufgezeichnet.*

**Frage:** *Wie ist die Idee zu dem Buch entstanden?*

**Fischermann:** Das begann mit einer Abenteuergeschichte, wie man sie wohl nur einmal im Leben erlebt. Als ich 2013 zum ersten Mal mit den Tenharim in Kontakt kam, war ich am Amazonas und schrieb für das ZEITmagazin eine Reportage über illegale Holzfäller. Der Amazonaswald wird neuerdings wieder mit atem-

beraubender Geschwindigkeit abgeholzt, und wir wollten zeigen, woran das liegt. Dann hörte ich im Radio, dass ein streitbares Volk namens «Tenharim» angeblich drei Passanten aus den Siedlungen der weißen Holzfäller umgebracht hatte. Also sind wir dorthin gefahren, fast tausend Kilometer weit in einem Kleinwagen, über Nacht ...

*Aber ein Buch wollten Sie damals noch nicht gleich schreiben.*

Nein, erst habe ich mich einige Jahre lang an dem Thema festgebissen, ohne wirklich zu wissen, was ich dort eigentlich wollte. Ich ging dem Krimi nach, der Geschichte von den drei toten Siedlern. Darüber lernte ich die Tenharim besser kennen, ihre erstaunlich ursprüngliche Kultur, ihren meisterhaften Umgang mit dem Wald und seinen Tieren. Ich habe aber auch gemerkt, dass sie sehr wehrhaft sind, außergewöhnlich sogar. Die Tenharim gehören seit Jahrhunderten zu den gefürchtetsten Völkern dieser Gegend. Wenn man frühere Expeditionsberichte liest, ist da von «wilden Menschenfressern» und dergleichen die Rede. Irgendwann fand ich alles so spannend, dass ich ein Buch schreiben wollte.

*Was fasziniert Sie an Madarejúwa?*

Ich ging zu meiner Buchagentin, Heike Wilhelmi, und schlug ihr vor, ein Sachbuch über die Vernichtung des Amazonaswaldes unter besonderer Beachtung der Tenharim zu schreiben. Da hat sie mich lange angeschaut und mir geraten: Komm wieder, wenn du die Geschichte einer konkreten Person erzählen kannst! Ich fand die Anregung großartig, musste aber daraufhin noch viele Male in den Wald zurück. Ich stellte mir die Frage: Wen nehme

ich überhaupt? Einen alten, weisen Häuptling? Einen Schamanen? Am Ende fiel meine Wahl auf diesen jungen Mann, der zwar bei unserem ersten Treffen erst 19 war, jedoch schon ein kundiger Jäger und Krieger. Er war kein einfacher Gesprächspartner, aber er fiel mir durch seine Ernsthaftigkeit auf und durch sein irrwitziges Wissen über den Wald. Madarejúwa spricht tatsächlich mit den Tieren! Er kann sie rufen, und sie kommen zu ihm. Selbst dann, wenn er sie töten will.

*Das wollten Sie besser verstehen.*

Es hat mich fasziniert, und natürlich fragt man sich, wenn man so etwas sieht, was wir im Westen mit unserer naturfernen Lebensweise schon alles vergessen und verloren haben. Zwischen Madarejúwa und mir waren die Verhältnisse ganz klar: Er war der Lehrer und ich der Schüler. Ich war bloß kein besonders guter Schüler.

*Sie haben nichts gelernt?*

Viel zu wenig, fürchte ich. Obwohl es einen Tag gab, an dem Madarejúwa sehr stolz auf mich war. Da rief ich einen Affen in seiner Sprache, mitten im Wald, und er piffte tatsächlich zurück.

*Wie sah die Zusammenarbeit mit den Tenharim konkret aus?*

Anfangs waren sie misstrauisch, zweimal wurde ich sogar fortgeschickt, als die Konflikte mit den weißen Siedlern der Gegend gerade besonders schlimm waren. Doch als ich immer wieder kam und an den Festen teilnahm und mich ernsthaft für Geschichte und Natur interessierte, öffneten sich die Tenharim mehr

und mehr. Ich merkte, dass über mich beraten wurde. Ich wurde zweimal gebeten, vor Vollversammlungen der Krieger, Häuptlinge und Ältesten zu reden. Im Lauf der Zeit erhielt ich mehr und mehr Informationen, die zunächst als geheim gegolten hatten: über die Kriegskunst, über die Menschenfresserei in früheren Generationen und über jenen Teil des Volkes, der immer noch ohne jeden Kontakt zur westlichen Welt in den Wäldern lebt.

*Wie viel mussten Sie erfinden, um aus Ihren Recherchen eine spannende Geschichte zu machen?*

Haha, überhaupt nichts, für dieses Buch musste man nichts erfinden. Was Madarejúwa in diesem Buch erzählt, musste ich allerdings stark sortieren – dort sind ja Gespräche und Monologe von zahlreichen Reisen verarbeitet. Doch erfunden wurde nichts, eher weggelassen. Die Tenharim haben mich gebeten, zu einigen sensiblen Themen wie den Kriegstechniken nicht jedes Detail weiterzugeben.

*Madarejúwa sagt in dem Buch einmal: «Für ein Grillfest mit vielen Gästen empfehle ich immer einen Tapir.» Was empfehlen Sie?*

Das ist kein schlechter Rat, das Fleisch eines Tapirs ist reichlich, recht fest und hat einen angenehmen Wildgeschmack. Wahrscheinlich können Sie in Deutschland aber eher ein Wildschwein aufreiben. Bereiten Sie es mal nach Art der Tenharim zu: ohne Salz, aber sehr stark geräuchert, und anschließend in einer Sauce aus verkohlten Palmherzen und gestoßenen und zerkochten Pará-Nüssen gekocht. Dazu reichen Sie ein staubtrockenes Pulver aus sonnengetrockneten Fischen.

*Wie zivilisationsmüde sind Sie, Herr Fischermann?*

Weil ich so begeistert von der Amazonasküche rede? Ach, überhaupt nicht.

*Aber Sie haben durch Madarejúwa eine andere Welt kennen gelernt ...*

... in die ich auf Dauer nicht gehöre. Wir haben an Feuerstellen jahrtausendealte Geschichten von Schamanen gehört, Flussläufe und geheime Indianerpfade bezwungen und unter freiem Himmel in einer Hängematte im Urwald geschlafen. Ich hätte mir vorher im Leben nicht vorgestellt, wie toll das ist. In Deutschland mag ich nicht mal Camping! Aber ein Höhepunkt jeder Expedition war für mich auch die Rückkehr in die Metropole Porto Velho, wo der Flughafen ist. Vor jedem Rückflug habe ich mich eine Nacht lang im Viersternehotel einquartiert, dreimal heiß geduscht und wie ein König auf der riesigen Matratze gesessen. Die «Zivilisation», wenn man das so nennen mag, hat mich auf diese Weise noch jedes Mal zurückgewonnen.



**«Madarejúwa hat ein sehr tiefes  
biologisches Wissen.»**

*Luiza de Paula, 29, ist eine brasilianische Biologin. Sie spezialisiert sich auf die Katalogisierung von Pflanzen und auf die Entdeckung neuer Arten. Derzeit schließt sie ihre Promotion an der Universität Rostock ab. Für dieses Buch beriet sie in kniffligen Fragen: Was meinen die Tenharim-Indianer, wenn sie sagen, dass sie ein «Salz» aus Palmen herstellen? Stecken hinter den indigenen Namen der Tenharim für ihre Naturmedizin bekannte Heilkräuter, oder könnte es sich hier um unentdeckte Spezies handeln? Welche Affenart war es, die der junge Krieger Madarejúwa am Ufer des Rio Marmelos schoss und seinem Gast aus Deutschland «gut durchgebraten» servierte?*



**Frage:** *Sie haben einige Wochen lang ziemlich geflucht, als Sie das Manuskript dieses Buches durchgegangen sind. Was war denn so schwierig?*

**De Paula:** Nicht nur geflucht, die Arbeit war eigentlich faszinierend, aber viel schwieriger als gedacht. Die Tenharim-Indianer sprechen sehr detailliert von bestimmten Pflanzen und Tieren, sie meinen bestimmte Spezies damit. Doch ihre Beschreibungen und ihre Abgrenzungen für diese Spezies decken sich häufig überhaupt nicht mit der in den biologischen Lehrbüchern! Einige Male musste ich da mit befreundeten Experten von Universitäten in Brasilien und Deutschland tief einsteigen.

*Und haben Sie am Ende alles rausbekommen?*

Nein, wo die Dinge unklar geblieben sind, schreiben wir es aber so hin. Die Uixi-Frucht, die Sie von irgendeinem Strauch gegessen haben? Das könnten acht verschiedene Früchte sein. Und das «Cipo», mit dem die Tenharim ihre Wunden heilen? Das ist einfach ein Sammelbegriff für Schlingpflanzen. Der ganze Amazonaswald ist voll von Cipo! Die genauen Zutaten der geheimen Medizin der Tenharim werden also vorerst ein Geheimnis bleiben, zumal sie Ihnen ja nicht erlaubt haben, Proben mitzunehmen.

*Kennen wir überhaupt all diese Pflanzen im Amazonasraum?*

Ach, wir kennen sehr wenige. Riesige Gebiete im Amazonasraum wurden noch nie erforscht. Deshalb unterschätzen wir sicherlich auch die Zahl der Spezies – Pflanzen und Tiere –, die es dort gibt. Wir unterschätzen den Reichtum der dortigen Natur. Paradoxe-

weise haben wir Forscher seit 1990 viermal weniger neue Pflanzen-  
spezies im Amazonasraum identifiziert als in anderen Natur-  
regionen Brasiliens. Das liegt nicht daran, dass es dort weniger  
unbekannte Pflanzen gäbe! Es ist einfach so teuer und aufwändig,  
an den Amazonas zu reisen.

*Sie haben bei Ihrer Forschungsarbeit aber schon neue Pflanzen-  
arten entdeckt.*

Ja, ich war in zehn Fällen bei der Entdeckung einer neuen Spezies  
dabei. Eine Pflanze trägt sogar meinen Namen in ihrer wissen-  
schaftlichen Bezeichnung: «Anthurium Mucuri E. G. Gonç. &  
L. F. A. de Paula» ist ein Aronstabgewächs aus meinem Heimat-  
staat in Brasilien, Minas Gerais. Einmal haben wir neue Pflanzen  
bei einer Amazonas-Expedition entdeckt, das war mit einem  
Team von der Universität Minas Gerais. Wir fanden mehrere  
Spezies von Farnen und eine Familie von Kaffeegewächsen.

*Der brasilianische Amazonaswald wird heute im Rekordtempo  
abgeholzt. Verlieren wir dabei Pflanzenspezies, bevor die Forscher  
sie jemals in ihren Katalog aufnehmen können?*

Ja sicher. Das gilt für den Amazonas und auch für andere Biome  
in meinem Heimatland. Im Amazonas ist es aus wissenschaft-  
licher Sicht besonders schlimm, weil eben noch so wenig er-  
forscht ist.

*Wo vermuten Sie denn am Amazonas die meisten noch unerforschten Pflanzen und Tiere?*

In Nationalparks und in Reservaten für Indigene, wo manche Völker ihre Natur sehr wirksam gegen Invasoren schützen. Es ist übrigens recht schwierig, in den Reservaten zu forschen – aus dem gleichen Grund. Man darf nicht so einfach hinein. Man braucht unzählige Behördengenehmigungen und das Einverständnis der Völker, die dort leben.

*Die Tenharim-Indianer in diesem Buch behaupten, dass sie viel mehr Pflanzen und Tiere kennen als die westlichen Forscher. Kann das sein?*

In ihrem eigenen Gebiet? Da gibt es gar keine Zweifel.

*Vielleicht könnte man das ganze Wissen ja mal zusammenwerfen ...*

Das ist keine schlechte Idee, aber es ist sehr schwierig, weil indigene Völker die Spezies ganz anders katalogisieren als wir. Oft ist es eine künstliche Festlegung, wie man eine Spezies von der nächsten unterscheidet, das sind keine Entweder-oder-Entscheidungen. Die Indigenen machen es auf ihre Weise. Bei den Arbeiten für dieses Buch fiel mir das zum ersten Mal auf, als ich zu ergründen versuchte, warum die Tenharim mehrere Arten von Anakonda-Riesenschlangen unterscheiden. Das deckt sich nicht unbedingt mit den biologischen Lehrbüchern.

*Das heißt, die Tenharim unterscheiden zwischen mehr Spezies als die Biologen?*

Bei indigenen Völkern habe ich das häufiger gesehen. Sie unterteilen eine Spezies nochmal in eine Reihe von Subspezies und ziehen dabei Kriterien heran, die wir gerne übersehen: Feinheiten im Aufbau der Blätter, den Geruch, Geschmack, die medizinischen Eigenschaften oder auch die Art, wie die Pflanze wächst.

*Das heißt, diese Völker beobachten eine Pflanze über ihre ganze Lebenszeit hinweg? Das klingt nach einem ganzheitlicheren Ansatz.*

Sehr ganzheitlich. Und bei der Bestimmung von Tieren nutzen sie häufig ihre gute Beobachtungsgabe. Sie unterscheiden Spezies nicht nur nach ihren äußeren Merkmalen, sondern auch danach, wie sie sich im Wald verhalten.

*Also könnten die westlichen Forscher von den Indigenen lernen?*

Das passiert auch schon. Gerade im Amazonas arbeiten Forscher viel mit sogenannten *para-taxonomistas* zusammen. Das sind indigene oder andere lokale Einwohner, die selber ihre Listen und Kataloge von Spezies erstellen, manchmal im Auftrag von Instituten und mit einer Basisausbildung durch Forscher. Das ist ein fruchtbarer Austausch, er hat aber seine Grenzen.

*Im Buch gibt es eine Passage, in der Madarejúwa, der junge Indianerkrieger, eine westliche Schule besucht. Er mag besonders den Biologieunterricht, sagt aber auch, dass er nicht viel lernen konnte. Er habe den anderen Schülern alles erklärt.*

Ja, das ist ein sehr lustiger Moment. Ich glaube auch, dass jemand wie Madarejúwa ein sehr tiefes biologisches Wissen hat oder dass er zumindest auf solches Wissen bei seinem Volk zurückgreifen kann. Doch vielleicht überschätzt er seine Fähigkeiten. Diese Leute kennen ihre Lebensumwelt sehr gut, doch sie wissen um viele biologische Zusammenhänge nicht, etwa solche der Genetik. Das Ziel indigener Völker ist keine Forschung im westlichen Sinne. Ihnen geht es ums Überleben. Sie wollen andere Dinge über die Tiere und Pflanzen wissen als wir: Welche sind essbar? Nützlich? Welche können heilen oder einen Zauber bewirken? Welche werden für uns Menschen zur tödlichen Gefahr?



# **Leseprobe**





## **Inhalt**

1. Ich bin Madarejúwa
2. Reise an den Beginn der Welt
3. Nhandyvuhua – Der Weg in die Kastanienhaine
4. Anhağa – Der Wald ist voller Seelen
5. Transamazônica – Straße der Weißen
6. Ka'gwyrapora – Das Schwein, das eine Schlange war
7. Nhandegwyrá – Unser Land
8. Yporokweruhua – Die Überschwemmung der Welt
9. Kwaitava – Der Weg der Schamanen
10. Mbaira – Der Mann mit der Maske
11. Yvaga'nga – Menschen, die im Himmel leben
12. Avujipava – Sie waren Kannibalen
13. Ami – Die Alte und ihr Wundergarten
14. Yvyapora – Die Dinge der Erde
15. Mbotava – Ein Fest für alle Menschen
16. Über dieses Buch

Anhang

Dank

Anmerkungen

Verwendete Literatur



## Ich bin Madarejúwa

Magst du mir folgen? Hier entlang. Ich will dir etwas zeigen. Du musst aber tun, was ich dir sage. Vertraust du mir? Gut. Sei still, ganz leise. Mach einen Schritt nach vorn und bleib dann stehen. Beweg dich nicht mehr. Spann deine Muskeln an und halte den Atem an. Jetzt sag mir, wo du hier bist.

Du stehst auf einer Waldlichtung, ja, da hast du recht. Aber hast du auch die Affen bemerkt? Richtig, da oben, dort sitzt einer von ihnen. Ich habe schon elf in drei Gruppen gezählt. Ein starker Geruch liegt in der Luft, ein wenig bitter, das ist ein Wildschwein, *javali*. Wir können seine Spur verfolgen und es jagen gehen.

Wenn du still wirst, kannst du alles wissen. Dann hat der Wald keine Geheimnisse vor dir. Aber ich glaube, du bist noch taub und blind. Du atmest laut, riechst stark. Der Boden zittert, wenn deine Füße ihn berühren.

Lass uns weitergehen. Vielleicht kannst du noch lernen. Lauf hinter mir und schau dir ab, wie man sich im Wald bewegt. Kannst du die Füße abrollen, leise, sieh her, so wie ich?

Lass mich pfeifen, das Volk der Tenharim kennt die Sprache der Tiere. *Piu-u-u-u-ieeeeee!* Dann werden sie antworten und wir können mehr über sie erfahren. Hörst du? Einer pfeift zurück. «Amigo» hat er gesagt. Ha! Das muss dir gegolten haben. Der Affe da oben ist dein Freund.

Ein Hirsch war hier, er hat an der Wasserstelle getrunken. Vorne im Gebüsch sitzt ein Gürteltier. Mach dir keine Sorgen, nichts Gefährliches droht dir an diesem Ort. Der Boden ist sauber, die

Adler stehen am Himmel. Hier wirst du mitten am Tag keiner Schlange begegnen.

Ich bin Madarejúwa, ein Krieger vom Volk der Tenharim. Den gleichen Namen haben andere Männer vor mir getragen, große Jäger, weise Häuptlinge und Eroberer. Ich bin stolz darauf, ihren Namen zu tragen, es ist ein guter Name. Die Tenharim haben viele Kriege geführt und stets gewonnen. Heute sind unsere Gegner die Weißen.

Nein, nicht du. Nicht alle. Du bist ein *Gringo*, nicht von hier. Ich spreche von den Weißen, die eine Straße durch unser Land gebaut haben, über die Gräber unserer Toten hinweg. Jetzt dringen sie wieder ein und fällen die Bäume. Sie quälen die Tiere und schürfen im Boden nach Metall.

Wir werden uns wehren. Ich werde mich wehren. Ich bin 21 Jahre alt und bereit, für die Verteidigung meines Volkes zu sterben. Doch ich werde nicht sterben. Ich kenne die Gesänge der Tenharim. Die Ältesten haben mir alles beigebracht, was ich brauche, um gegen unsere Feinde zu gewinnen. Ich war schon nahe an ihren Lagern im Wald, wo sie mit Feuerwaffen standen. Mit meinen Pfeilen hätte ich sie treffen können, so dicht stand ich nebendran, und sie haben mich nicht gesehen, nicht gehört. Wir Tenharim wissen, wie man sich unbemerkt im Wald bewegt. Wir sind ein friedliches Volk und wollen mit allen in Frieden leben. Doch wenn es einen Krieg gibt, werden wir ihn gewinnen.

Früher gab es hier einen Ort, er hieß Pagão. So hat ihn ein Missionar genannt. Pagão bedeutet «großes Dorf der Heiden». Es gibt noch einen anderen, wahren Namen, aber den werde ich dir nicht verraten, noch nicht. Ich muss erst die Älteren fragen, ob ich es darf. Das geht nicht gegen dich, es hat einen Grund. Die Geheimnisse der Tenharim sollen nicht an unsere Feinde fallen, die uns zerstören wollen.

Ich habe dich hergebracht, weil du die Geschichten meines Volkes verstehen sollst. Darüber haben wir viel zu sprechen. Wir sind jetzt nicht mehr weit vom Ursprung der Welt, dem ältesten Teil des Waldes, wo die Erinnerung beginnt. Hier spielen die Geschichten aus der alten Zeit. Die Großeltern erzählen sie uns, und sie haben sie selber von ihren Großeltern gehört. Sie sagen, dass Gott in dieser Gegend die Bäume, die Tiere und das Volk der Tenharim erschaffen hat.

## Reise an den Ursprung der Welt

2013 begegnete ich den Tenharim zum ersten Mal. Ich war damals in einem Recherche-Team aus zwei Journalisten, einem Fotografen und einem Waldführer im Amazonasgebiet unterwegs und suchte nach den Spuren eines Krieges. Das ZEITmagazin hatte uns gebeten, über Zusammenstöße zwischen Holzfällerbanden und Amazonasvölkern zu berichten,<sup>1</sup> weil diese seit vier, fünf Jahren erneut eskalieren. Auch die Abholzung des tropischen Regenwaldes hat in dieser Zeit wieder stark zugenommen, nachdem es zu Beginn des Jahrtausends vorübergehend ein paar Erfolge für den Umweltschutz gab.<sup>2</sup> Diese beiden Phänomene hängen zusammen. Viele indigene Völker<sup>3</sup> bangen heute um ihr Überleben, weil sie den Holzfällern im Wege stehen.

Wir hatten damals noch nicht viel Erfahrung mit solchen Reportagen. Unser gemieteter VW-Gol, eine sparsame brasilianische Kleinfassung des deutschen Golfs ohne den Buchstaben «f» am Ende, erwies sich rasch als ungeeignet: Mit den riesigen Distanzen am Amazonas ist nicht zu spaßen. Ein Ort, der auf der Karte ganz nah aussieht, kann in Wirklichkeit eine Tagesreise entfernt liegen, und so holperten wir Stunden um Stunden schlecht gefedert auf schlammigen Lehmtrassen durch den Wald. Wir fluchten über die kollabierende Klimaanlage und wichen Straßenlöchern aus, in denen unser Fahrzeug komplett hätte verschwinden können. Nachts blieben wir in Motels für Lastwagenfahrer oder in unseren mitgebrachten Hängematten, die wir in Hütten und unter Bäumen aufknüpften. Der Koffer-

raum war vollgepackt mit Proviant, Toilettenpapier und Moskitospray.

Die langen Fahrten hatten auch einen Vorteil, denn sie machten uns eines klar: Es stimmt, was wir zuvor auf Satellitenfotos gesehen hatten. Der Amazonaswald ist auf dem Rückzug. Man kann heute stundenlang durch das Amazonasgebiet fahren, wo früher noch Urwald stand, und durch die Wagenfenster nichts als Weiden und Sojapflanzungen sehen, bis an den Horizont.

Zusammenhängende Waldstücke findet man am Amazonas vor allem noch in den Indianergebieten – dort, wo indigene Völker ihre Heimat verteidigen.<sup>4</sup> Auch sie kann man auf den Satellitenfotos gut erkennen, als dunkle Flecken aus dichten Baumkronen, der Wald durchschlängelt von Flüssen. Ringsherum zeigen die Aufnahmen die Karos landwirtschaftlicher Betriebe auf entwaldeten Flächen. Brasilien gilt als der größte Waldvernichter der Welt. In den vergangenen 45 Jahren wurde dort ein Fünftel des Amazonaswaldes umgesägt, was einer kahlgerodeten Fläche so groß wie zweimal Deutschland entspricht. Ein weiteres Fünftel ist ausgedünnt und schwer beschädigt. Im Augenblick liegen die Steigerungsraten bei der Abholzung pro Jahr mal bei 20, 40, 50 Prozent.<sup>5</sup> Als wir 2013 unsere Reportage vorbereiteten, erklärten uns Klimaschützer, dass das Amazonasgebiet der größte Wasserspeicher des Planeten und ein gigantischer Vernichter von Treibhausgasen sei, doch neuerdings funktioniere der Wald nicht mehr richtig. Die grüne Lunge der Welt gerate außer Atem. Anderswo auf dem Planeten seien deshalb nun Überschwemmungs- und Dürrekatastrophen zu erwarten.

Unser Rechercheteam war damals schon eine gute Woche im südlichen Amazonasgebiet unterwegs, als uns eine Nachricht aufschreckte. Im Radio hieß es, dass ein Indianervolk namens Tenharim erneut damit begonnen habe, weiße Siedler zu ermor-

den. Mitten durch das Stammesgebiet der Tenharim führt die Transamazônica, eine Fernstraße aus Lehm, die in den siebziger Jahren 4223 Kilometer weit von West nach Ost durch den brasilianischen Regenwald gebaut wurde – und genau dort wurden nun offenbar drei Männer, zwei Weiße und ein Schwarzer aus den umliegenden Siedlungen, in ihrem Auto erschossen. Die Polizei fand ihre Leichen später verscharrt auf dem Stammesgebiet der Tenharim. Sie steckte fünf Krieger des Volkes ins Gefängnis.

Die Ereignisse waren für unsere Reportage<sup>6</sup> interessant, denn die Gegend rings um das Stammesgebiet der Tenharim gilt als Abholzungs-Hotspot. Die Transamazônica ist einer der wichtigsten Transportwege für legal und illegal geschlagenes Holz. Wir fuhren hin – einen Tag und eine Nacht lang –, um das wehrhafte Volk zu besuchen. Doch als wir ankamen, war alles abgesperrt. Soldaten sicherten die Straße, Hubschrauber kreisten in der Luft. Die brasilianische Regierung wollte beide Seiten voreinander schützen, denn in den Nächten zuvor waren Lynchmobs weißer Siedler vor die Dörfer der Tenharim gezogen, hatten Hütten und sogar den Außenposten der staatlichen Indianerschutzbehörde in Brand gesteckt.

Im ersten Anlauf hielten die Sicherheitskräfte auch uns Journalisten davon ab, das Gebiet der Tenharim zu betreten, doch Leute von der Indianerschutzbehörde organisierten später ein heimliches Treffen mit Anführern des Volkes. Die Situation war angespannt. Die Tenharim bestritten die Morde, und sie sprachen eine Einladung aus: Ich solle sie besuchen kommen, in ein paar Monaten, wenn die Lage sich wieder beruhigt habe. Dann könnte ich die Wahrheit über ihr Volk erfahren, über ihre jahrtausendealte Kultur und ihren bitteren Kampf gegen weiße Siedler.

Am Ende bin ich immer wieder hingefahren. Die Lokalpresse im südlichen Amazonas und die nationalen brasilianischen Me-



dien berichteten, wenn überhaupt, aus feindlicher Perspektive über die «mörderischen» Tenharim. Ich dachte mir: Wenn ich schon ihrer Geschichte auf den Grund gehen wollte, dann richtig. Ich wurde zum *Frequent Flyer* auf der Strecke zwischen Rio de Janeiro und der Amazonasmetropole Porto Velho. Ich lernte aus vergangenen Fehlern und mietete dicke Trucks mit Vierradantrieb und bruchfesten Achsen. Wochenlange Recherchetrips und ganze Urlaube verbrachte ich bei den Tenharim, später habe ich die Expeditionen für dieses Buch durchgeführt. Ich wollte verstehen, was die Tenharim in diese verzweifelte Auseinandersetzung trieb, und sehen, ob sie dabei überleben können.

Bei einer dieser ersten Reisen lernte ich Madarejúwa kennen, den jungen Krieger, der auf diesen Seiten seine Geschichte erzählt. Er war damals 19 Jahre alt, und im Gegensatz zu einigen anderen Mitgliedern seines Volkes sprach er nicht viel. Sein Großvater und der örtliche Häuptling legten aber vertrauensvoll und mit großer Selbstverständlichkeit unsere Exkursionen in die Verantwortung des jungen Mannes, und er plante sie mit großer Ruhe und Ernsthaftigkeit: zu Wasserfällen, in alte Dörfer, und in jene Gegenden des Waldes, die die Tenharim als den Ursprung ihrer Welt ansehen. Mit tiefer Loyalität sprach er über seine Kultur und sein Volk. Unter den Tenharim galt er als ein Ausnahmetalent, als ein Meisterschütze, der schon im Alter von acht Jahren in den Stand eines Kriegers erhoben wurde. Er war ein Heranwachsender mit guten Aussichten, ein «Meister der Kultur» zu werden, der sich auf die traditionelle Pflanzenkunde genauso versteht wie auf die Konstruktion tödlicher Pfeile aus Bambus, Arafedern und Curaregift.

Man darf seine Jugend nicht aus den Augen verlieren: Madarejúwa ist weder ein mächtiger Mann in seinem Volk noch ein weiser alter Schamane. Während unserer Gespräche hat er mich häufig

daran erinnert, dass ihm noch die Erfahrung fehle, um mir bestimmte Antworten geben zu können. Da solle ich bitte die Häuptlinge und die Alten fragen – und das haben wir, in der Regel gemeinsam, gemacht. Diesem Buch liegen also viele hundert Stunden Gespräche mit Madarejúwa zugrunde, aber auch mit seinen Häuptlingen und den alten Meistern der Kultur. Häufig haben wir einfach im Schein des Feuers an irgendeiner Lichtung gesessen und in einer großen Gruppe von Männern über den Wald und seine Geister gesprochen. Wir haben Madarejúwas Großvater Kikí auf seiner Holzveranda besucht und im Kreis der Großfamilie den alten Geschichten gelauscht. Kikí ist einer der angesehensten Männer bei den Tenharim. Madarejúwa begreift ihn als seinen wichtigsten Lehrer.

Die Tenharim bewahren das Wissen über den Umgang mit der Natur großteils in solchen Geschichten auf. Zu ihren Mythen und Erzählungen gehört zum Beispiel die Yporokweruhua: die große Überschwemmung des Landes. Von allen Geschichten gibt es unterschiedliche Erzählversionen in deutlich variablen Längen, und die ausführlicheren von ihnen enthalten lange Listen von Pflanzen, Orten und landwirtschaftlichen Methoden. Beim Erzählen und beim Zuhören wird das alte Wissen aufgefrischt. Viele Geschichten der Tenharim versinnbildlichen auf sehr direkte Weise ökologische Zusammenhänge und Verantwortlichkeiten. Andere erinnern an frühere Missgeschicke des Menschen im Umgang mit der Natur, für die Nachfahren werden sie als Mahnung lebendig gehalten.

Man kann diese Geschichten also, unter anderem, als eine Gebrauchsanweisung für den Regenwald verstehen. Als ein forstwirtschaftliches Handbuch, das aus der Vorzeit stammt.

Madarejúwa hat sich geschworen, dass er sein Volk im 21. Jahrhundert zum Sieg gegen seine Feinde führen will. Als sein Be-

gleiter auf unseren Streifzügen durch das Tenharim-Reservat konnte ich begreifen, woher die Entschlossenheit rührt. Wenn dieses Stück Natur stirbt, sterben auch die Tenharim. Aus dem Wald beziehen sie ihre Nahrung und ihre Naturheilmittel. Wo möglich ließen diese sich noch durch Einkäufe in der Stadt ersetzen, doch der Umgang mit der heimischen Natur verleiht Madarejúwa auch seine Identität. Ohne den Wald wüsste er nicht, wer er ist. Die alten Erzählungen und die Praktiken seiner Kultur ergeben nur hier einen Sinn.

Dieses Buch ist Madarejúwas Geschichte: die Erfahrungen eines jungen Mannes, der in eine jahrtausendealte Kultur hineingeboren wurde – um beim Heranwachsen festzustellen, dass ihr entscheidender Überlebenskampf begonnen hat.

## **Nhandyvuhua – Der Weg in die Kastanienhaine**

Ich binde das Boot hier vorne an, wir gehen an Land. Klettere die Böschung hinauf, so wie ich! Viele Stunden sind wir auf dem Marmelos-Fluss gefahren, gegen den Strom, nach Süden hin. Mein Volk will, dass ich dir etwas zeige, aber ich muss dich warnen: Es gibt nicht mehr viel zu sehen – nur noch den Wald, den Fluss und diese Lichtung hier. Doch du solltest wissen, dass meine Vorfahren ihr Leben hier verbracht haben. Sie wohnten nicht an dem Ort, an dem wir uns begegnet sind, in der Nähe der Straße, wo du dein Auto abstellst. Sie wohnten hier, wo wir jetzt stehen.

Lange ist Pagão der wichtigste Ort der Tenharim gewesen. Mein Großvater Kiki ist an dieser Lichtung aufgewachsen, da war Pagão noch ein großes Dorf, das größte der Tenharim. Drüben stehen ein paar Pfähle, sie sind aus einem besonders festen Holz gemacht, einem speziellen Holz, nur diese Art Holz kann so viele Jahre überstehen. Die anderen Teile der Häuser verrotten schnell. Du musst sie dir vorstellen. Pagão war ein großes Dorf, in dem 40 Menschen wohnten. Es gab auch ein Rundhaus für die Feste und ein anderes Haus für das Rösten von Maniokmehl. Die Querstreben waren mit Knoten aus Schlingpflanzen festgemacht und die Dächer mit Wedeln der Babassu-Palme<sup>7</sup> gedeckt.

Jetzt wohnen dort bloß noch Geister. Pagão ist ein Ort aus der alten Zeit. Die Alten sagen, es ist auch ein heiliger Ort. Überall hier sitzen Vorfahren in ihren Gräbern unter der Erde. Es hat viele Tote gegeben in Pagão, als die Weißen kamen. Von zwanzig Toten

könnte ich dir die Namen sagen, aber ich kenne mich nicht gut aus, es sind viel mehr.

Ja, richtig, dort vorne stehen Kreuze im Wald, aus Ästen und Eisennägeln. Früher machten wir solche Kreuze nicht, unsere Toten wurden anders begraben. Meine Vorfahren beerdigten die Toten im Sitzen, in einem Loch unter ihren Häusern. Sie balsamierten sie mit gestoßenen Samen der Pflanze *urucum*<sup>8</sup> und wickelten sie in ihre Hängematte ein. Ein Meter Erde drüber, das war's. Was dem Toten gehörte, wurde unter den Verwandten verteilt, die Familien hatten sogar ein Recht darauf! Jeder konnte sich etwas nehmen, nur die Pfeile nicht, sie wurden zerbrochen und dann verbrannt. So haben sie es mit den Toten gemacht.

Heute stehen die Kreuze hier. Die Missionare haben viel verändert, sagen die Alten. Sie haben sich in unser Leben eingemischt und sogar in die Gräber der Toten. Sie haben diesen Ort «das große Dorf der Heiden» genannt, obwohl er in Wahrheit anders heißt.

Lass uns weitergehen. *Iiii*, pass auf, wohin du trittst! Es ist besser, ich gehe vor, sonst verhakst du dich im Gebüsch. Wir machen es jetzt so: Ich schlage den Weg mit der Machete frei, und du kommst hinterher. Geh nicht zu schnell. Halte den Blick nach unten. Der Boden ist von Blättern und Schlingpflanzen bedeckt. Wenn du nicht hinschaust, kann es tückisch sein. Tiere graben tiefe Löcher, du kannst hineintappen, dein Fuß bleibt stecken und du wirst verletzt. Schlag ruhig weiter nach den Moskitos, doch, ich finde, es sieht lustig aus. Du kannst nichts gegen sie machen. Ich kann die Moskitos auch nicht leiden. Sie werden uns sowieso stechen.

Im Wald gibt es Dinge, die man nicht sehen kann. Keiner kann sie sehen, ich auch nicht, man muss aber von ihnen wissen. Du musst verstehen, dass dieser Ort nicht tot ist, obwohl hier keiner

mehr wohnt. Er hat immer noch ein Leben. Jedes Jahr läuft ein Teil meines Volkes hier entlang. Pagão ist eine Kreuzung vieler Pfade, man schlägt sie mit der Machete frei, so wie jetzt wir. Der Wald wächst schnell wieder zusammen, deshalb kannst du die Wege nicht sehen. Aber ich kann dir sagen, wohin sie führen.

Schau dort hinüber! Dort beginnt ein Pfad, der sehr wichtig ist. Wenn du fünf bis sieben Tage lang in diese Richtung läufst, kommst du in Marmelos an. Das ist das Dorf, das an der Fernstraße liegt. Marmelos ist größer, als Pagão es früher war. In Marmelos leben fast 200 Menschen, hier sind es nur etwa 40 gewesen. Die anderen wohnten im Wald verteilt. Aber damals war Pagão das größte Dorf.

In Richtung Süden erreichst du das Quellgebiet des Marmelos-Flusses. Auch das ist noch weit, sogar mit Motor dauert es einen ganzen Tag. Dort ist der Wald zu Ende, du erreichst die Sümpfe, viele Bäche und Seen, sie heißen *Cojova'i*, *Nhandyuu'u* und *Maparajuvi*. Dort gibt es auch Quellen mit frischem Wasser. Ich fische und jage dort gern. Das Land ist flach, du kannst weit blicken. Wir wissen, dass die Tiere zum Trinken immer die gleichen Stellen aufsuchen. Viele Wochen und Monate verbringe ich in den Sümpfen, kommt immer darauf an, welche Tiere man trifft. Eine Jagd kann lange dauern. Doch ich muss dich warnen, die Sümpfe sind gefährlich, es gibt dort Kaimane und Riesenschlangen. Die Sümpfe sind nichts für einen Gringo wie dich.

Im Land der Tenharim gibt es den schwarzen Fluss und den weißen Fluss. Doch der Marmelos ist der wichtigste Fluss, die anderen zweigen von ihm ab. Auf dem Marmelos kannst du bis an den nördlichen Rand unseres Landes fahren, es dauert zwei Tage lang mit einem Boot. Am Ende triffst du andere Völker wie die Pirahã.

Du kannst den Marmelos aber nicht ganz befahren, er ist von

Wasserfällen unterbrochen. Später wollen wir das machen, dann werden wir das Boot auf die Schultern laden und zu Fuß auf die andere Seite klettern. Es wird anstrengend, richte dich darauf ein, aber die Reise ist schön. Wenn du einige Stunden fährst, wird der Fluss breiter, die Bäume wachsen höher und der Wald wird dichter. Du wirst auch Lichtungen mit Feldern sehen, wo meine Verwandten Maniok und Mais anbauen. Es gibt spezielle Orte, wo Açaí-Palmen wachsen und das Schilf für die Pfeile und Flöten, heilende Kräuter und das Baumaterial für unsere Häuser. Überall führen Pfade und Bachläufe hin, die du nur finden kannst, wenn du sie kennst.

Verstehst du es jetzt? Es ist wichtig, die Wege zu kennen. Du musst wissen, wohin sie führen und wie lange du unterwegs sein wirst. Wenn du jagst, erwarten die anderen dich an einem bestimmten Tag zurück. Wenn du verloren gehst, wenn du zu lange fortbleibst, kommen sie dich suchen. Deshalb brechen wir unterwegs Zweige ab, damit die Verwandten uns finden können. Wenn du ein Tier geschossen hast, musst du entscheiden, wie lange du noch warten kannst, bevor du ins Dorf aufbrichst. Das Fleisch soll frisch sein, wenn du die Verwandten erreichst.

Wenn die Zeit der Kastanienernernte<sup>9</sup> kommt, ziehen die Tenharim nach Pagão und an die anderen Orte, wo früher die Alten lebten. Die *Nhandyvuhua*, unsere Kastanienhaine, stehen nahe an den alten Dörfern. Ganze Familien ziehen in den Wald und bleiben wochenlang in dieser Gegend, alle leben gemeinsam und helfen bei der Ernte. Das muss gut vorbereitet sein. Zum Beginn des Jahres werden die Boote geflickt. Die Frauen reparieren Säcke, und jede Familie bereitet genug Proviant vor, besonders *Farinha*-Mehl aus geröstetem Maniok. Unter den Kastanienbäumen liegen runde Hülsen. Die sammeln wir ein und bringen sie auf einen Stapel. Wir brechen sie mit Macheten auf und pulen

die Kastanien heraus. Alle arbeiten mit, Männer, Frauen und Kinder.

Ich sage dir, diese Säcke werden ganz schön voll! Und schwer! Wir bringen sie bis zu unserem Lager am Fluss, waschen die Kastanien im Wasser, sortieren die schlechten aus und legen die Guten zum Trocknen auf Blätter in der Sonne aus. Wir jagen auch Wildschweine,<sup>10</sup> Tapire und Affen. Wir fahren mit Kanus über die Flüsse, angeln und schießen große Fische mit Pfeilen. Aus den Herzen der Babassu- und Inda'ja-Palmen machen die Frauen ein Salz, sie verkohlen das Holz und geben es zum Essen dazu. Wir sammeln Früchte und Hölzer, Açaí, Kakao, die bittere Cupuaçu-Frucht und die süße Uixi. Die kennst du nicht? Dort drüben kannst du eine abreißen. Such dir eine aus, die schön orangefarben leuchtet. Probier sie einfach, pule die harte Schale mit den Fingernägeln ab und beiß hinein. Nicht zu fest, die Uixi hat wenig Fruchtfleisch und einen großen Kern. Ha! So guckt jeder, der zum ersten Mal eine Uixi probiert. Schmeckt sie dir? Du siehst zufrieden aus. Die Uixi ist die beste Frucht im Regenwald. Die Tenharim haben viele Uixi, der ganze Wald ist voll davon.

Es ist spät geworden, aber wir sind weit gekommen. Dieser Ort heißt São Luis. Hier steht der älteste Kastanienhain der Tenharim. Wir sollten ein Lager aufschlagen, bevor die Sonne untergeht. Lass uns die Hängematten dort vorne an den Pfählen aufspannen. Tupajakuí, der Häuptling von Marmelos, hat sie für seine Familie und alle Durchreisenden aufgestellt. Mach schnell, bevor es dunkel wird! Wir haben Glück, sie sind sogar mit Palmblättern gegen den Regen bedeckt. Wir zünden ein Feuer an. Lass uns die Holzscheite anstecken und kräftig pusten. Das Holz ist feucht, aber es wird trotzdem brennen, das ist gut gegen Moskitos, und wir brauchen einen Herd.

Es gibt einen Braten. Ich habe eine Überraschung für dich. Hast



du den Schuss gehört, als ich eben in den Wald gegangen bin? Ich habe uns einen Affen gejagt, da drüben liegt er, in der Plastiktüte. Er ist mir vor die Flinte gelaufen. Ich habe ihn gesehen und abgedrückt.

Jetzt schau mich nicht so an! Es ist ein Kapuzineraffe,<sup>11</sup> *arimbare*, ein Weibchen. Kapuziner eignen sich gut für den Grill. Du fragst, warum ich ihn mit der Flinte geschossen habe und nicht mit meinem Pfeil? Manchmal ist das praktischer, wenn man bloß schnell etwas Essen braucht. Du hast recht, Pfeile sind auch schnell, eigentlich sind sie genauso schnell. Ich finde, es ist eine Geschmackssache. Ein kleines Tier jage ich ab und zu mit der Flinte, für ein großes benutze ich unbedingt einen Pfeil. Wenn ein Tier von einem Pfeil getroffen wird, kann es nicht mehr laufen. Das Gift dringt in seine Adern ein und es stirbt auf der Stelle. Es kommt nicht mehr voran, wenn es einmal getroffen ist, selbst bei einem Streifschuss nicht, bei einem Kratzer. Seine Muskeln sind dann gelähmt und sein Atem setzt aus.

Mit einem Pfeil brauchst du nur einen Schuss, aber mit einem Gewehr musst du vielleicht mehrfach schießen. Dann kann es passieren, dass das Tier noch flüchtet. Wer weiß, wohin es rennt – da können andere Gefahren auf dich lauern. Du musst schnell laufen, kannst Fehler machen.

Das Gift, das wir auf die Spitzen unserer Pfeile streichen, ist unser Gift, unser eigenes Rezept. Meine Vorfahren haben es erfunden, es tötet sofort. Du kannst später meinen Großvater Kiki fragen, vielleicht verrät er dir, wie man es macht. Mein Großvater Kiki jagt auch kleine Tiere immer mit dem Pfeil und nie mit dem Gewehr. Er sagt, er findet Feuerwaffen respektlos. Die Knallerei gefällt ihm nicht. Er glaubt, die Tiere müssen nach einem Gewehrschuss mehr leiden.

Entschuldige mich bitte für ein paar Minuten, wir wollen jetzt

diesen Affen zubereiten. Haut abziehen, Eingeweide raus, dann rösten wir die Filetstücke und die Arme und Beine über dem Feuer. Es riecht gut. *I-Kýa!*, ein fatter Affe! Ich sehe schon, es gefällt dir nicht, einen Affen zu essen. Was wäre dir lieber gewesen – ein Wildschwein zu schießen? Doch es ist nicht richtig, ein Wildschwein zu töten oder ein anderes großes Tier. Hier gibt es doch nur uns. Wir sind eine kleine Jagdgruppe, und von einer großen Beute bleiben Reste übrig. Es ist falsch, ein Tier zu töten, wenn wir es nicht ganz essen können. Dann müssen wir die Reste räuchern und für die Reise vorbereiten. Dafür ist heute keine Zeit.

Seit ich ein Kind bin, lerne ich, wie man jagt. Zuerst schenkte mein Großvater mir einen kleinen Bogen und Pfeile mit Spitzen aus Latexgummi, damit ich niemanden verletze. Später zog ich mit ihm durch den Wald und jagte an seiner Seite. Ich habe gelernt, wie man einen Bogen hält – ja, so, der Bogen senkrecht, du schaust über den Pfeil auf dein Ziel. Du gibst ihm seine Richtung mit den Fingern der linken Hand, dann ziehst du die Sehne zurück und lässt den Pfeil fliegen. Ganz schnell muss das geschehen. Du musst es können, wenn du ein Jäger sein willst.

Der Häuptling eines Dorfes entscheidet, wann ein Mann zum ersten Mal ein großes Tier erlegen darf, einen Tapir zum Beispiel. Bei einigen ist das mit 14 oder 16 Jahren der Fall, ich durfte es aber mit acht Jahren zum ersten Mal tun. Es reicht nicht, nur zu lernen, wie man schießt. Worauf willst du schießen, wenn du blind bist im Wald? Als Kinder lernen wir Tenharim, wo wir die Tiere finden, wo ihre Pfade verlaufen und wo sie sich verstecken.

Jedes Tier hat eine Lieblingsnahrung und seine liebsten Wasserstellen. Es hat bestimmte Tageszeiten, zu denen es sich bewegt, manche Tiere siehst du nur in der Nacht. Wir hören es in den Geschichten, die die Alten uns erzählen, über Mbaira, den Gott der Dinge der Erde, und über Boahã, unseren ersten Häuptling. Er

war der beste Jäger, baute die tollsten Waffen für die Jagd und für den Krieg. Er erfand die Bemalungen, die uns unsichtbar machen. Als er starb, gab er seine Geheimnisse an die Jungen weiter, und bis heute erzählen die Tenharim die Geschichten aus der alten Zeit. Boahã lehrte die Tenharim sogar, mit den Ahnen zu reden, den Verstorbenen, und ihnen Fragen zu stellen.

Es gibt einen Ort im Wald, nicht weit von hier, an den uns die Alten führen. Wir lernen dort, mit Pfeil und Bogen umzugehen, erfahren die Geheimnisse der Jagd und des Krieges. An diesem Ort erscheinen uns auch die Geister, aber nicht jeder kann sie sehen, das können nur Schamanen. Ich habe noch nie einen Geist gesehen, aber schon einmal etwas am Körper gespürt. Ganz sicher bin ich mir aber nicht. Davon erzähle ich dir später mehr.

Für die Rituale und den Krieg bemalen wir unsere Körper mit Farbe. Nicht so wie heute, du siehst rote Striche auf meinem Rücken und an meinen Armen, das ist *urucum*. *Urucum* macht uns nur unsichtbar für die Tiere. Wenn ich es will, können sie mich nicht mal riechen. Ich kann zum *urucum* noch eine andere Mischung auftragen, sie wird aus Kräutern und Ameisen gemacht, überdeckt den Geruch eines Menschen. Jenipapo<sup>12</sup>-Farbe und Babassu<sup>13</sup> sind für den Krieg. Sie müssen nach den Regeln meines Volkes aufgetragen werden, damit sie wirken. Wir können später darüber sprechen, jetzt wollen wir zu Abend essen.

Hier hast du einen Arm. Er ist fest durchgebraten. Die schwarze Kruste kratzt du besser ab. Möchtest du Maniokmehl dazu? Magst du es scharf? Ich habe ein Fläschchen Tabasco mitgebracht. Wir Tenharim braten unsere Affen gut durch. Das Fleisch ist zäh, aber es wird dir schmecken. Wir haben ein schönes Feuer gemacht. Dieses Holz wird noch die ganze Nacht lang glühen.

Ich will dir etwas gestehen. Ich weiß schon einiges über die Jagd, aber ich muss noch viel mehr lernen. *Iii!* So viel! Ich finde

mich gut im Wald zurecht, ich kann mich ernähren und kenne viele Pflanzen. Doch immer wieder finde ich eine, deren Namen ich nicht weiß. Ich stecke sie ein und zeige sie den Alten im Dorf, so haben sie es uns beigebracht. Ich kenne noch lange nicht die Regeln für jede Jahreszeit. Im Sommer gibt es hier keine Früchte, und zu meiner Ausbildung wird es gehören, trotzdem wochenlang zu überleben. Mit bloßen Händen! Nicht mal eine Flinte oder einen Pfeil dürfen wir mitnehmen. Ich weiß, im Wald findet man immer etwas zu essen. Man kann von Honig und Insekten leben, von den Maden unter der Rinde der Bäume, aber diese Erfahrung fehlt mir noch. Irgendwann kommen die Alten, unsere Großväter und Urgroßväter, und sagen zu uns Jüngeren: Wir gehen jetzt in den Wald und üben! Wann, das weiß man vorher nicht. Sie überraschen uns, einmal im Jahr, und nehmen uns an die alten Orte mit. Erst nach zwei, drei Wochen kehren wir zurück.

Ich habe gelernt, wie ich einen Bogen aus einer Wurzel schnitzen kann und wie man Pfeile macht. Ich kann aber noch nicht alle Arten von Pfeilen bauen. Es gibt so viele! Lange und kurze, für die Jagd von Fischen, großen und kleinen Tieren und für den Krieg. Bei einem Pfeil ist es wichtig, dass er leicht und ganz gerade ist. Er darf keine Krümmung haben, sonst fliegt er nicht. Dafür muss man wissen, wo im Wald die richtige Art von Schilfgras wächst, danach kommt es auf die Auswahl und den Zusammenbau an. Manche mögen lange Pfeile und andere kurze, das ist eine persönliche Vorliebe. Ich habe meinen eigenen Stil. Ich jage nicht gerne in einer Gruppe. Wenn ich allein im Wald bin, kann ich noch stiller sein, dann entgeht mir nichts. Ich höre dem Wald zu, und er verrät mir alles, er lehrt mich die Dinge.

Es ist nichts Besonderes für einen Tenharim, wenn er gerne alleine jagt, eine Gewohnheit nur, viele machen es so wie ich.

Bestimmte Tiere kann man aber nur in Gruppen jagen, Hirsche zum Beispiel oder einen *anta*, einen Tapir.<sup>14</sup> Das Töten ist nicht das Problem, ich kann auch ein großes Tier alleine schießen. Doch wie soll ich es allein nach Hause tragen? Drei oder vier Männer braucht man für einen Tapir. Er ist fast so groß wie eine Kuh, gebaut wie ein Bär, er hat viel Fleisch. Für ein Grillfest mit vielen Gästen empfehle ich immer einen Tapir.

Du fragst, ob das Jagen auch ein Wettbewerb ist. Ob der beste Jäger die besten Mädchen heiraten darf. *Rapaz!* Alter! Was soll ich dazu sagen? Ich habe schon gehört, dass es bei anderen Völkern so etwas gibt. Ist es bei dir in Deutschland so? Bei den Tenharim ist der Wettbewerb untereinander nicht so ausgeprägt. Bei unserem Jahresfest, der *Mbotava*, nennt der Häuptling die besten Jäger vor dem Volk, das ist eine große Ehre. Früher, in der alten Zeit, bekam man vom Häuptling auch eine Braut. Das konnte vorkommen, habe ich gehört, aber es ist schon lange nicht mehr passiert. Heute bekommen wir ein Geschenk, eine Kette zum Beispiel oder einen Federschmuck.

Doch am Ende legen die Tenharim alles Fleisch auf einen Stapel. Danach wird es gerecht an die Familien verteilt. So ist es immer, wenn wir jagen. Viele bekommen etwas davon ab. Nein, unter uns gibt es nicht so viel Wettbewerb.

Geh schlafen. Bleib hier am Feuer, dieser Ort ist sicher. Scher dich nicht um die Geräusche im Wald. Ich brauche nicht viel Schlaf, werde herumstreifen. Dabei kann ich dich nicht gebrauchen. Du musst Geduld haben und dich ausruhen. Sorge dich um nichts. Morgen haben wir viel vor, ich will dir vieles zeigen.

## Anhağa – Der Wald ist voller Seelen

*Im Kastanienhain von São Luis lebte der große Schamane Porapití. Er hatte eine Frau und zwei Töchter. Die eine war ein Kleinkind und konnte schon laufen, die andere wurde von ihrer Mutter in einer Schlinge aus Baumwolle getragen. Als die Mutter aus dem Wald ins Dorf zurückkehren wollte, sagte die ältere Tochter zu ihr: «Ich möchte eine Frucht probieren, dort drüben sehe ich sie hängen!» Die Mutter erlaubte es, dann schaute sie kurz weg. Als sie den Blick wieder hob, war die Tochter verschwunden.*

*Sie rief aus Leibeskräften nach ihr und suchte am Fluss und unter den Bäumen, voller Angst. Hatte jemand das Kind gestohlen? Waren Häscher vom Volk der Jiahui in diesen Wäldern unterwegs? Die Jiahui waren Erzfeinde der Tenharim, mit ihnen führten wir lange Krieg. Damals war eine Zeit voller Streit zwischen den Völkern.*

*Einmal hörte die Mutter die Stimme ihre Tochter, aus großer Ferne, aber finden konnte sie sie nicht. Sie hörte die Rufe mal von hier und mal von dort, aus verschiedenen Richtungen des Waldes. Sie irrte umher und ihre Kräfte schwanden. «Mein Mann wird böse mit mir sein», sagte sie sich. Die Mutter wusste, dass Porapití, der Schamane, alles sehen konnte. Er würde längst vom Verlust der Tochter wissen. Als der Tag zu Ende ging, fand sie endlich das Mädchen, es kauerte in einem Schatten und rief wie von Sinnen: A'í! Mutter! Nimm mich mit! Da begriff die Mutter, dass ein böser Geist ihre Tochter durch den Wald geschleppt hatte, ein anhağa. Wir glauben, dass sie die Seelen der Toten sind, verunglückte oder*

gefallene Krieger. Sie finden keine Ruhe. Wütend und mit letzter Kraft brach die Mutter einen Ast von einem Dornenstrauch. Sie schlug den anhağa, auf alle Geister des Waldstücks drosch sie ein, doch die verwandelten sich rasch in Ratten, Affen und Fledermäuse und sprangen davon. So ist es mit den anhağa.

Spät erreichte die Mutter mit ihren Kindern das Dorf, und im Schatten des Waldes lief der anhağa hinter ihnen her. «Meine Tochter wurde von einem Geist entführt!», sagte die Mutter, und ihr Mann, der Schamane, der alles wusste, hatte seinen Zauber schon vorbereitet. Das Mädchen verlor das Bewusstsein, war außer sich, und Porapití bot alles auf, was der Seele eines Toten nicht gefällt. Er legte das Leder frisch gejagter Tiere auf das Kind, ließ Wurzeln von Maniok heranschaffen und spielte tiefe, raue Klänge auf seiner Flöte aus Taboca-Schilf. Traurig musste er eingestehen: Auch der stärkste Mann weiß nicht jedes Problem zu lösen. Auch der mächtigste Schamane kann nicht alles heilen. «Um meine Tochter zu retten, müssen wir dem anhağa erlauben, in ein anderes Kind hineinzufahren», sagte Porapití. «Dieser Geist muss als Mensch geboren werden, es ist der einzige Weg.»

Die Tochter des großen Schamanen wurde wieder gesund. Eine Frau aus dem Dorf gebar ein Kind.

Das Kind, das an diesem Tag zur Welt kam, war sehr krank. An manchen Tagen, zur Mittagszeit, hatte es kaum noch Kräfte und bekam einen hochroten Kopf. Es erklärte seinen Eltern, dass es Schmetterlinge essen wolle, und andere ungewöhnliche Dinge mehr. Porapití sagte den Leuten im Dorf: «Regt euch nicht auf, so ist das Leben des anhağa. Dieses Kind ist nicht wie die anderen hier. Es wird heranwachsen und den Namen Anhağwi tragen. Es soll ein Schamane werden, ich werde es auf seine Rolle vorbereiten.»

Doch das Kind war so krank, dass es eines Mittags starb. Schau her, ich zeige es dir mit meinen Händen, nur so winzig ist es ge-

wesen! Ich habe dir eine wahre Geschichte erzählt und keinen Traum. Sie ist kein Mythos aus der alten Zeit. Sie geschah im Kastanienhain von São Luis. Mein Onkel Kwa'hã kannte dieses Kind, mein Großvater Mohan hat die Geschichte miterlebt.

Heute sieht niemand mehr die anhağa. Doch viele glauben, dass sie in den Wäldern leben wie seit Beginn der Zeit. Vor einigen Wochen verschwand der jüngere Bruder unseres Häuptlings Tupajakuí im Wald. Er war 16 Jahre alt und fuhr mit dem Kanu zur Jagd. Wir haben überall nach ihm gesucht, aber nicht mal ein Kleidungsstück wurde von ihm entdeckt.

Er war kein gewöhnlicher Junge, er hatte eine geistige Behinderung, wie wir heute sagen. Blieb ganz verschlossen und sprach kaum mit Menschen. Es schien, als könnte er die Dinge in dieser Welt nicht richtig verstehen, und dann ist er verschwunden. Zuletzt hat man ihn sagen hören, seine Verwandten hätten ihn in den Wald gerufen. Viele von uns glauben, er hatte schon lange Kontakt mit den anhağa.

(Erzählung von Kikí «Leo» Tenharim, dem Großvater von Madarejúwa, im Kreis und unter Beteiligung seiner Familie im Marmelos-Dorf, 28. April 2016)



## Transamazônica – Straße der Weißen

Denk bloß nicht, dass meine Vorfahren keine Weißen kannten! Viele Weiße sind hier entlanggekommen, die Alten haben uns alles über sie erzählt: die *tapy'ynha*, die Zivilisierten. Es gab Händler, die in Kanus und Booten auf dem Marmelos-Fluss fuhren. Manche legten einmal pro Woche in Pagão und in São Luis an. Missionare bauten Stationen am Rand der Indianergebiete auf und erzählten den Völkern aus der Bibel. Kautschuksammler besuchten unsere Dörfer und fragten, ob sie die Stämme unserer Latexbäume einritzen dürften. Einigen haben wir es erlaubt, gegen andere haben die Verwandten Kriege geführt.

Doch meine Vorfahren hatten noch nie Flugzeuge gesehen. Sie kamen ganz plötzlich und zogen ihre Runden, tief über die Dörfer, über die Köpfe der Menschen hinweg. Mein Großvater Kikí erzählt, dass er ein kleiner Junge war und in Pagão auf der Lichtung spielte, als er die Flugzeuge sah. Er nannte sie *ovevé-ve'e*, fliegende Dinge, alle haben sich davor versteckt. Kinder und Erwachsene hatten Angst. Die Flugzeuge erkundeten damals die Gegend, weil die Straße der Weißen gebaut werden sollte, die Transamazônica. Die Straße führt viele Tage weit in Richtung Osten und Westen in den Regenwald. 1969 fingen die Vorbereitungen dafür an, aber das haben sie den Verwandten erst später erklärt. Die Baufirma wusste sicher, dass ein Volk hier lebt. Später sagten sie, dass keiner hier lebt. Sie hätten von nichts gewusst. Ich glaube, das sagten sie, weil die schrecklichen Dinge passierten.

Da vorne, siehst du? Da ist der Ort, an dem sie aus den Flug-

zeugen Geschenke abwarfen. Reis, Kleider, solche Dinge. Meine Verwandten haben sich gefragt, was das soll. Sie wussten ja von nichts.

Wir Jungen kennen diese Geschichten fast so gut wie die Alten, das kannst du mir glauben! Sie haben sie uns hundertmal erzählt. Wenn ich die Geschichten höre, fühle ich einen großen Schmerz, denn meinem Volk wurde damals etwas Schreckliches angetan. Ich bin zu jung, ich habe es nicht selber erfahren, aber ich spüre es auch so. Mein Großvater Kikí sagt, er war neun Jahre alt, als die Traktoren kamen. Er war jung, aber schon ein guter Jäger, mit zehn Jahren schoss er sein erstes Tier, ein Waldhuhn, einen *mutum*.<sup>15</sup> Die sind schwer zu treffen, sie laufen schnell. Danach war sein Vater stolz und erklärte im ganzen Dorf: «Jetzt muss meine Familie nie mehr Hunger leiden!»

Seit mein Großvater den *mutum* geschossen hatte, durfte er allein auf die Jagd. Er lief nackt herum, so war es bei den Tenharim. Ganz nackt, fragst du? Die Alten erzählen, dass man einen Baumwollgürtel um die Hüften trug und natürlich die Federkronen und Armbänder links und rechts. Zum Krieg schlangen sie sich Ketten um die Brust, in der Form eines Kreuzes, sie haben ihre Körper bemalt und sie trugen einen Schutz für ..., nicht wahr? Du verstehst mich? Dort untenrum. Auch die Frauen waren nackt, unten trugen sie aber einen Schutz wie die Männer. Sie hatten die Baumwollschlingen für die Babys und eine Bemalung aus *urucum*. Nur die Männer dürfen die Farbe zubereiten, aber einige Frauen streichen sich von Kopf bis Fuß damit ein. Einige tun das sogar noch heute! Sie finden sich dann schön, und sie riechen nicht.

Ob die Männer auch die Babys trugen, fragst du? Erzähle nicht den Alten von dieser Idee. Sie werden dich für verrückt erklären. Was ist denn, wenn ein Angriff im Wald passiert? Wie soll ein

Krieger seine Familie verteidigen, wenn er ein Baby um den Hals trägt? Die Familien zogen durch den Wald, sie lebten nicht an einem festen Ort, die Verwandten zogen alle paar Monate weiter. Die Tenharim sind immer Nomaden gewesen, und ein bisschen sind wir es heute noch, weil wir auf die Jagd und zur Kastanien-ernte ziehen. Doch mein Großvater trägt heute Badehosen und T-Shirts. Er hat sich schon lange daran gewöhnt, wie alle hier. Kleider zu tragen, sagt er, ist Ende der siebziger Jahre in Mode gekommen.

Mit den Weißen war es früher so: Sie betraten unser Land, und meine Vorfahren machten mit ihnen Geschäfte. Die Tenharim gaben ihnen Kastanien, dafür bekamen sie Reis und Bohnen, Geschirr und Besteck. Ich glaube nicht, dass es ein fairer Handel war. Früher dachten die Tenharim: Die Sachen der Weißen sind viel mehr wert als unsere Kastanien. Kastanien hatten die Verwandten ja im Überfluss! Andere Händler kamen wegen der Copaíbabäume,<sup>16</sup> aus denen man ein heilendes Öl gewinnt, und wegen Kautschuk und Früchten.

Die Alten erinnern sich noch an die Ankunft von Bonifacio. Einige sagen, dass er ein Indianerforscher war, andere, er wollte Handel treiben. Er trug ein Beret im Stil des brasilianischen Militärs auf dem Kopf, mit einem Abzeichen aus Metall, das hat er einem der Alten geschenkt. Viele Jahre lang kam er immer wieder, aber irgendwann blieb er fort, er soll gestorben sein. Das war in den dreißiger, vierziger Jahren. Für die Alten, die heute noch leben, war er der erste Weiße, den sie zu Gesicht bekamen.

Der alte Jikai aus dem Marmelos-Dorf erzählt, dass Bonifacio eigentlich kein Weißer war. Seine Haut war braun, dunkler als unsere, ein Riese mit kräftigen Muskeln. Er nahm kein Boot, sondern stapfte zu Fuß durch den Wald, jedes Mal auf dem gleichen Weg: aus Richtung Süden bis zu den Wasserfällen von

Yty'Hu. Wenn Bonifacio unser Land betrat, spielte er auf seiner Mundharmonika: *Tee-to! Tee-to! Tee-to!* Er sagte, die Mundharmonika habe er in Manaus gekauft und er könne sie niemandem schenken. Einige glauben, er machte so viel Krach, damit alle ihn erkannten. Keiner sollte aus Versehen einen Pfeil auf ihn schießen. Natürlich wussten meine Verwandten längst, wenn er kam, dafür brauchte er keine Mundharmonika zu spielen. Später brachte er ein Saxofon mit. Jikai sagt, dass Bonifacio allen versprach, er werde ihnen Mundharmonikas aus Manaus mitbringen. Das hat er aber nie getan.

Wenn Bonifacio kam, wollten ihn alle sehen. Das ganze Dorf traf sich und stand um ihn herum. Die Kinder wollten ihn anfassen. Es war wie ein Fest. Bonifacio bot den Verwandten Teller als Geschenke an, Messer, Spiegel, Macheten, Milchpulver, Sandalen. Er brachte Bluejeans mit, einige Urgroßväter mögen heute noch gern solche Jeans. Er verschenkte Kleider zum Ausprobieren. Er sagte, die Verwandten sollten sie anziehen und darin herumlaufen. Sie fanden die Kleider schön, weil sie leuchtende Farben hatten, am besten gefiel ihnen das helle Rot. Die Tenharim kannten ja aus unserer Tradition nur das Schwarz der Babassu-Palmnüsse und der Jenipapo-Früchte und das dunkle Rot des *urucum*. Sie haben die Sachen ein bisschen getragen und dann wieder abgelegt. Jikai sagt, das Leben im Wald war früher besser, keiner hat Kleider gebraucht.

Später kam ein Portugiese<sup>7</sup> zu uns. Er hieß Delfim da Silva, er war ein Händler, und Bonifacio wollte, dass die Verwandten ihn wegschicken. Bonifacio sagte zu Delfim: Komm nie wieder zurück, dieses Land gehört den Tenharim! Aber der Portugiese ging eine Verbindung mit unserem Volk ein. Später wurden Kinder und Enkel geboren. Die Alten erzählen, dass Bonifacio laut dagegen sprach. Er sagte, die Weißen rauben die Mädchen der

Indianer, und das ist nicht richtig, weil sie selber genug Frauen haben. Jikai erinnert sich noch daran. Es gab viel Streit, die Sache wurde beraten, aber unsere Häuptlinge fanden, dass man deswegen niemanden töten kann. Es gab auch andere Frauen, die Delfim kannte, und die Alten sagen, das war freiwillig und hat ihnen Spaß gemacht. Delfim, der Portugiese, blieb viele Jahre bei uns wohnen. Er durfte heiraten und bekam einen Tenharim-Namen zugewiesen. Er hat Handel getrieben und Dinge besorgt, die wir gegen Kastanien und Maniokmehl tauschten: Salz, Zucker, Seife, Gewehre mit Patronen, Angelhaken, Kaffee.

So war unser Leben mit den Weißen. Du kannst herumlaufen, rings um die alten Dörfer, und überall wirst du Latexbäume finden, die die Weißen mit ihren Messern eingeritzt haben. Die Klinge muss durch die Rinde bis in das Holz eindringen, dann läuft einen Tag lang eine Milch heraus, man kocht sie über dem Feuer zu einem Gummiball. Die Händler auf den Booten zahlten dafür einen hohen Preis. Einige *seringueiros* hielten sich an unsere Regeln, und sie brachten meinen Verwandten Geschenke, gegen andere führten die Verwandten Krieg. Mein Urgroßvater Mohã erzählt: Als er ein Kind war, hat er häufig gesehen, wie die Erwachsenen schwarz bemalt in den Wald zogen. Sie sagten, es geht gegen die *seringueiros*. Damals gab es viel Krieg.

Doch als die Traktoren kamen, war es anders. Sie fuhren vom Westen her in unser Land. Im Westen, nach vielen Stunden Fußweg, erreichst du einen anderen Fluss, er heißt Maicí. Er ist die Grenze unseres Landes. Meine Verwandten versteckten sich am Maicí im Gebüsch, am Rand des Ufers, und sie wussten nicht, was das für Maschinen waren. Sie riefen mehr Männer zusammen, um sich den Maschinen in den Weg zu stellen. Sogar die *seringueiros* auf unserem Gebiet hatten der Baufirma damals gesagt: Da könnt ihr nicht einfach durchfahren! Da wohnen Indi-

aner! Die *seringueiros* wussten ja Bescheid, sie kannten uns seit vielen Jahren. Die Leute von der Baufirma entgegneten damals: Ach was, auf unserer Karte steht, dass niemand in diesem Waldstück wohnt.

Diese Geschichten habe ich von meinem Urgroßvater Mohã gehört, er hat alles mit eigenen Augen gesehen. Um die Traktoren waren Platten aus Metall geschweißt, damit kein Pfeil sie durchbohren konnte. Unsere Krieger bauten Barrieren aus Schlingpflanzen auf. Das ist das festeste Material, das sie kannten, Schlingpflanzen kann man nicht einfach zerreißen. Doch die Traktoren fuhren einfach darüber hinweg. «Als wir das sahen, wussten wir, dass die Maschinen uns auslöschen kommen», sagt mein Urgroßvater. Da haben die Verwandten alle Frauen und Kinder nach Pagão geschickt und in die anderen alten Dörfer. Die Traktoren fuhren weiter durch den Wald. Wo heute das Dorf Marmelos an der Straße steht, standen früher schon Häuser. Unter ihren Böden saßen die Ahnen und die toten Kinder der Verwandten. Doch die Traktoren kamen, und sie bauten ihre Straße, über die Gräber. Du kannst die alten Leute danach fragen, sie weinen, wenn sie davon erzählen.

Kein Krieg brach aus, als die Traktoren kamen. Verrückt, oder? Wir waren Krieger, immer schon. Ich habe gehört, das Militär hatte einen Befehl, nicht auf Indianer zu schießen. Sie haben das auch nicht gemacht. Ich glaube, dass meine Vorfahren sahen, dass ein direkter Angriff auf die Traktoren aussichtslos war. Wir Tenharim stürzen uns nicht in unsinnige Kämpfe. Das wäre ja keine Strategie, sondern bloß dumm. Als die Traktoren kamen, ist niemand gestorben. Erst danach sind dann viele umgekommen, bis es fast keine Tenharim mehr gab.

Die Transamazônica brachte die Krankheiten der Weißen. Ein Verwandter nach dem anderen wurde mit Masern, Keuchhusten,

Malaria und Lungenentzündung angesteckt, sie starben nach fünf oder sechs Tagen. Diese Krankheiten hatte es vorher nie gegeben, und wir hatten keine Medizin, nicht die Medizin der Weißen. Mein Großvater bekam damals auch die Masern. Er überlebte, aber er hat seine Mutter verloren. Es gab einen Tag, an dem 40 Menschen auf einmal beerdigt wurden, und ein Jahr, in dem nur noch 100 Tenharim am Leben waren. Die Zeiten sind besser geworden, heute zählt mein Volk wieder mehr als 900. Aber ich habe gehört, wir sind mal viele tausende Tenharim gewesen! Mein Großvater hat immer gesagt, dass wir früher ein sehr großes Volk waren. Die Verwandten bauten einen neuen Friedhof für die Opfer, neben dem Marmelos-Dorf. Mehr Weiße kamen, und sie brachten mehr Krankheiten. Flugzeuge landeten hier, in der Nähe von Pagão fällte die Baufirma Bäume und baute eine Landepiste. 1972 haben sie die Straße eröffnet, dann kamen die Autos, einige fuhren sogar aus São Paulo bis hierher.

Du willst etwas über die Zwangsarbeit wissen? Unsere Anführer sagen, dass Tenharim-Indianer damals zu Arbeitskräften der Baufirma gemacht wurden, dass es Sklaverei gab und Vergewaltigungen unserer Frauen.<sup>18</sup> Verwandte mussten beim Straßenbau, in den Minen und Sägewerken arbeiten. Einige Alte in den Dörfern erinnern sich an die Zeit. Es waren einige Tenharim, aber nicht alle, die bei der Baufirma waren. Sie sagen, sie hätten schwere Arbeit gemacht, sogar in den Sümpfen, der jüngste Arbeiter aus unserem Volk war 12 Jahre alt. Sie hätten keinen Lohn bekommen, nicht mal vernünftiges Essen, und die Weißen drohten mit Gewalt. Der alte Agostinho hat einmal mit Leuten von der Zeitung und von der Regierung darüber gesprochen, und er wird schon recht haben, er erinnert sich noch daran. Agostinho ist 70 Jahre alt und ein Sohn von Ariu'vi, unserem letzten Schamanen. Untereinander sprechen wir Tenharim aber nicht viel von dieser Zeit.

Ich kann nur davon berichten, was mein Großvater und mein Urgroßvater erzählen. Kikí durfte damals nicht mehr in die Nähe der Straße, mehrere Jahre lang. Er sollte nicht noch einmal eine Krankheit bekommen. Er blieb im Wald, hier in Pagão, er lebte in der Natur wie früher. Erst 1977, mit 15, ging er wieder an die Straße. Er sagt, dass er anfangs kein Wort der Sprache verstanden hat – Portugiesisch. Was wollten die Leute von ihm? *Banana*, Bananen? *Peixe*, Fisch? Doch er hat es gelernt, und als junger Mann hat er den Weißen viel verkauft. 1979 sah er zum ersten Mal Scheine und Münzen, Geld. Anfang der achtziger Jahre, als die Straße längst in Betrieb war, schickte die Regierung in Brasília Ärzte zu den Tenharim, Vertreter der Gesundheitsbehörden und der Indianerschutzorganisation. Der Grund war, dass es so viele Krankheiten gab.

Da hatten wir schon viele Verwandte verloren! Alle *Pajés* waren tot, die Schamanen. Gegen die Krankheiten der Weißen hatten sie keine Macht. Heute gibt es Männer und Frauen im Volk, die keinen Namen in unserer Sprache tragen. Ihre Älteren starben, bevor sie ihnen Namen geben konnten, deshalb haben sie nur Namen auf Portugiesisch.

Die Transamazônica brachte die Holzfäller in unsere Gegend, sie bauten einen Waldposten 30 Kilometer von hier, am Rand des Indianergebiets. Goldsucher und Erzschrüfer kamen. Die Indianerschutzorganisation sagt, dass die Transamazônica-Baufirma auch hinter der Mine am Igarapé-Preto-Fluss steckt. Mitten auf unserem Stammesgebiet haben sie dort 30 Jahre lang Zinnerz aus dem Boden geschürft. Dort ist es sehr schmutzig, der Wald ist kaputt. Es wächst nichts mehr. Meine Verwandten haben von den Betreibern der Mine viel Gewalt erfahren. Es kamen weitere Minen, tief im Wald und im Schlamm der Flüsse versteckt. Du sagst, dass in der Zeitung Berichte über Drogenschmuggler stan-



den und von Fluchtwegen für Verbrecher, quer über unser Land? Was sind das für Sachen! Wie soll ich davon wissen? Ich weiß es nicht, du kannst die Häuptlinge fragen.

Wir sind die junge Generation. Wir sehen nicht alles so wie die Alten. Wir sprechen die Sprache der *sociedade* fast so gut wie unsere eigene Sprache. Ich glaube, dass die Straße schlechte Dinge, aber auch gute Dinge bringt. Die Mehrheit der Tenharim hat heute ein Haus an der Transamazônica. Unsere Häuptlinge haben damals entschieden, dass das die beste Lösung ist. Marmelos war das erste Dorf an der Straße, jetzt liegen fünf weitere Dörfer an der Transamazônica. Die anderen sind an Flüssen oder sonst wo im Wald.

Sogar unter den Alten sagen einige, dass es gut war, an die Straße zu ziehen. Seit sie an der Straße wohnen, sind sie nicht mehr von den unfairen Preisen der Händler abhängig, die auf den Booten kamen. Die Tenharim verkaufen auch heute noch jedes Jahr viele Kastanien, Früchte, Copaíbaöl und Maniokmehl an Leute aus der Stadt, auch Kunsthandwerk, Ketten und Feder schmuck, Pfeile und Bogen. Wir müssen Geld verdienen, das Geld der Weißen. Geld ist ein großes Problem für die Tenharim. Seit der Transamazônica haben wir Kosten. Wir brauchen Medizin gegen die Krankheiten, die uns die Weißen gebracht haben, wir sollen Portugiesisch lernen, brauchen Bücher dafür, es gibt Dinge für uns in der Stadt zu erledigen. Dafür muss man jedes Mal ein Busticket bezahlen, 51 Reais<sup>99</sup> pro Fahrt und die Übernachtung. Die Weißen haben hier Reis und Bohnen eingeführt, Salz und Öl, wir sollen die Hände und unsere Kleider mit Seife waschen und Kleider anziehen, was früher alles nicht nötig war.

Wir Jüngeren tun das, für uns ist es ganz normal, aber nicht die Alten. Die machen von den neuen Dingen nur wenig mit. Sie wissen über die *sociedade* nicht Bescheid. Bei einigen Jüngeren

gibt es heute einen großen Wunsch nach Geld. Sie fahren in die Stadt und sehen Sachen, die sie einkaufen wollen: Fußballtrikots, Handys, Fernseher. Ich finde aber auch, dass wir Fernseher brauchen. Wir müssen wissen, was in Brasilien passiert. Mein Großvater Kikí hat keinen Fernseher, er will keinen haben, aber mein Vater hat einen und mein Onkel auch, er wohnt gleich nebenan. Kikí sitzt oft bei ihm und schaut die Abendnachrichten, *jornal nacional*. Früher hat kein Tenharim von den Programmen im Fernsehen gewusst, aber es ist besser, diese Dinge zu kennen. Im Fernsehen sagen sie zum Beispiel, dass die brasilianische Regierung eine Bande von Dieben ist. Sie sagen, was auch einige Häuptlinge sagen. Bei der Regierung muss man immer aufpassen. Das gibt uns den Mut, zur Regierung zu gehen und zu sagen: Jetzt wollt ihr uns auch berauben, was?

Du hast recht, die Regierung macht auch gute Sachen für uns. Im Westen unseres Landes ist das neueste Dorf der Tenharim entstanden, Vila Nova, dort gibt es eine Antenne für Wifi-Empfang. Dafür muss man nichts bezahlen. Einige Tenharim haben jetzt Handys. Ein neues Handy kostet eigentlich 1800 Reais.<sup>20</sup> Es gibt aber Händler, die sie billig verkaufen. Sie sind damit einverstanden, dass sie das Handy schon herausgeben und man bezahlt ihnen jeden Monat einen Betrag. Mit einem Handy kann man in Vila Nova ins Internet gehen. Ich finde das unpraktisch, das Signal ist schwach und bleibt manchmal ganz weg. Und warum soll man ins Internet, wenn man nur in Vila Nova eine Verbindung bekommt und sonst nirgendwo auf unserem Land? Einige von uns Jüngeren haben jetzt Facebook-Profile, wir haben sie irgendwann eingerichtet. Wir schaffen es aber nicht, ständig darauf zu schauen und sie zu aktualisieren.

Ich habe auch ein Mobiltelefon, schau her. Es ist ein altes Modell, am Rand ist das Glas kaputt, nicht so schön wie deines.

Deines ist von Apple. Alle sagen, dass Apple die besten Mobiltelefone macht. Mit meinem nehme ich Fotos auf, zum Beispiel von der Jagd, aber sonst mache ich nicht viel damit. Kürzlich habe ich es benutzt, um mit meinem Onkel zu sprechen, der in der Stadt war, in Humaitá. Viele speichern auf ihren Handys Musik, und sie nehmen Fotos und Videos auf. Die kann man zum Beispiel an ein Mädchen schicken, und die Mädchen schicken Fotos und Videos an die Jungen. Nicht über das Internet. Es gibt eine Funktion, mit der man sie direkt von Telefon zu Telefon überträgt, sie heißt Bluetooth. Trotzdem sind einige von den Jungen verrückt danach, ins Internet zu kommen. *Iiii!* Hast du denn geglaubt, dass wir nichts von den Dingen der *sociedade* verstehen?

Die Regierung hilft uns manchmal, ihre Vertreter kommen über die Transamazônica auf unser Gebiet und geben uns Unterstützung. In Marmelos haben sie zum Beispiel eine Dorfschule für die ersten Klassen eingerichtet, eine Krankenstation, Wasserloos, sogar eine Satellitenschüssel fürs Fernsehen. Entlang der Straße hat die Regierung vor zwei Jahren Stromleitungen gespannt, «Licht für Alle» heißt das, aber später haben sie uns erklärt, dass wir für den Strom bezahlen sollen. Was denkt sich die Regierung dabei? Warum stellen sie hier etwas auf, für das wir nicht genug Geld haben? Es ist kein guter Stromanschluss. Manchmal gibt es hier tagelang keinen Strom.

Einige haben gesagt, wir können die Strommasten wieder umhauen. Haha! Das könnten wir machen. Aber ich glaube, dann bekommen wir einen elektrischen Schock. Ich habe gehört, sie schicken sogar eine Rechnung für den Strom, wenn man gar nichts benutzt, wenn man im Wald war und keine Lampe brannte. Jetzt frage ich dich: Wem hilft das wirklich, uns Tenharim oder Brasilien? Der alte *Barawori*, der Häuptling im Dorf Mafuí, hat

mal für einen einzigen Monat eine Stromrechnung von 260 Real<sup>21</sup> erhalten. Da ist er sehr böse geworden. Das ganze Dorf spart jetzt auf einen Dieselgenerator.

Diesel ist auch nicht billig, du hast recht. Der Treibstoff wird von weit hergebracht. Aber die Regierung hilft uns damit. Die Indianerschutzbehörde bezahlt sogar einen Kleinlaster, der auf der Transamazônica fährt. Da kann jeder aus dem Volk der Tenharim und aus den Nachbarvölkern aufsteigen, ja, auch die Parintintin und die Jiahui fahren mit dem Laster. Am Steuer sitzt unser Häuptling Tupajakuí. Er macht den Transport zwischen den Dörfern, die an der Straße liegen. Die Regierung bezahlt ihn dafür.

Einige Häuptlinge und Anführer der Tenharim, die an der Straße leben, bekommen jeden Monat ein bisschen Geld von der Regierung. Sie übernehmen Aufgaben dafür: Transport, Waldfeuerwehr, Lehrer an der Dorfschule, Helfer in der Gesundheitsstation. Es gibt auch Tenharim, die es geschafft haben, Rente oder Sozialhilfe für Familien zu beziehen, das ist aber nur eine Handvoll von uns. Einige verzichten schon wieder darauf, denn sie müssen immer in die Stadt fahren. Sie sagen, es gibt jedes Mal Ärger, wenn die Weißen das Geld auszahlen sollen. Unsere Häuptlinge sagen, die Indianerschutzbehörde hilft uns nicht genug dabei. Ich habe mit der Regierung aber nichts zu tun, ich weiß von all dem nichts.

Du darfst aber nicht denken, dass wir vergessen haben, was die Alten lehren. Alle in meinem Volk sprechen unsere Sprache: Tenharim. Es ist die erste Sprache, die wir als Kinder lernen, wir benutzen sie unter uns und sprechen sie flüssiger als Portugiesisch. Auf Portugiesisch suchen wir manchmal ein Wort, und es fällt uns nicht ein, aber in unserer Sprache passiert das nicht. Wir jagen und beherrschen das Kunsthandwerk, wir kennen die

Pflanzen und Tiere. Die Alten sagen: Es ist kein Problem, wenn man von einem Aluminiumteller isst, den man aus der Stadt bekommen hat. Wir sollen aber auch wissen, dass man tiefe Teller aus Palmenholz schnitzen kann und wie man Körbe aus dem Schilf am Marmelos-Fluss macht. Das eine ist wichtiger als das andere. Das Wissen über unsere Kultur dürfen wir nicht verlieren, sonst werden wir ausgelöscht.

So reden die Alten. Du wirst es hören, ich fahre dich ins Marmelos-Dorf zurück. Wir treffen meinen Großvater Kiki. Manchmal ist es schwer, sich mit den Alten zu unterhalten. Sie leben noch in ihrer Welt. Wir Jungen haben Respekt vor den Alten, aber wir haben auch unsere eigenen Ideen. In Marmelos zeige ich dir meinen Motorroller, ich repariere ihn schon seit langer Zeit. Bald wird er wieder fahren. Wenn ich einen Tag lang verschwinden muss, um neue Ersatzteile zu besorgen, eine Schraubenmutter oder so etwas, verstehen die Alten mich nicht. Sie haben von den neuen Dingen keinen Begriff. Also sage ich ihnen nicht, wie es in Wirklichkeit ist. Ich sage: Ich bin weg, ich gehe jagen! So ist jeder zufrieden, und ich habe meine Ruhe.

Trotzdem glaube ich, die Alten haben mit vielem recht. Es ist wichtig, dass wir unsere Kultur bewahren. Weil wir unsere Kultur haben und viele Geheimnisse kennen, können wir weiterleben. Wir sind die Tenharim – ein Volk von Kriegern, das kein Gegner besiegen kann.

## Anmerkungen

- 1 Fischermann & Lichterbeck, Der Kampf um die Lunge der Welt: Weiße Holzfäller zerstören den Amazonaswald. Wie drei Indianerstämme versuchen, sie daran zu hindern, 2014.
- 2 Red Amazónica de Información Socioambiental Georreferenciada (RAISG), 2015; Instituto Nacional de Pesquisas Espaciais, 2016; Butler, 2016.
- 3 Eine kurze Notiz zur Wortwahl. Vor allem in der Fachliteratur ist es heute üblich, von «indigenen Völkern» zu sprechen: Dies wird als politisch korrekter betrachtet als früher gebräuchliche Bezeichnungen wie «Indianer», «Indio» oder auch «Urvölker» und «Eingeborene». In diesem Buch wird das nicht so streng gehalten, weil umständliches Formulieren den bedrohten Völkern kein bisschen hilft.

Anders als im Spanischen hat der Begriff «Índio», also Indianer im Portugiesischen, keine negative Konnotation. Tatsächlich heißt die staatliche Behörde für den Schutz dieser Völker die «Fundação Nacional do Índio». Madarejúwa bezeichnet sich selber als «Índio», gelegentlich auch als Indigener. Die Frage ist mit ihm für dieses Buch diskutiert worden, und er hält beide Worte für identisch und keines für derogativ. Wo er selber spricht, wird in diesem Buch daher seiner jeweils eigenen Wortwahl gefolgt. Wo der Autor Fischermann spricht, soll es überwiegend «Indigene» oder «indigene Völker» heißen. Wörter wie «Indianerreservate» oder «Indianerschutzbehörde» sind so gebräuchlich und werden verwendet.

Auf den Begriff «Eingeborene» wird wegen einiger negativer Konnotationen im Deutschen verzichtet, obwohl das eine ziemlich wörtliche Übersetzung des Begriffes «Indigene» ist. Auf «Urvölker» wird auch verzichtet, weil heute nicht mehr ganz klar ist, wie «ursprünglich» diese Völker sind und im Verhältnis zu was. In aller Regel wird von «Völkern» gesprochen und nicht von «Stämmen», es sei denn, es ist ausdrücklich ein bestimmter Familienstamm gemeint – etwa dort, wo Madarejúwa von dem gemeinsamen Stammesbaum der nicht kontaktierten Tenharim und seiner eigenen Verwandtschaft spricht.

- 4 Gemeint sind hier die offiziell demarkierten Indianerreservate, die staatlich designierten Naturparks mit indigener Bevölkerung und jene Gebiete, auf denen die mehr als 1000 sogenannten unkontaktierten Stämme leben, die also noch keine regulären Beziehungen mit der Welt der Weißen unterhalten

- (Red Amazônica de Informação Socioambiental Georreferenciada (RAISG), 2015; Fundação Nacional do Índio (FUNAI), 2017).
- 5 Siehe für verlässliche Daten (Red Amazônica de Informação Socioambiental Georreferenciada (RAISG), 2015). Es gibt mehrere Methoden, die Abholzung am Amazonas zu messen, und einige dieser Daten werden monatlich herausgegeben, wobei aber die monatlichen Abholzungsraten je nach Witterung und Wirtschaftslage erheblich schwanken. Das führt häufig zu hysterischen, aber fehlerhaften Presseberichten nach dem Motto: «Abholzung am Amazonas steigt um 300 Prozent!», aber auch: «Abholzung am Amazonas geht wieder zurück». Aufschlussreich sind nur die etwas langfristiger erhobenen Daten, auf die hier Bezug genommen wird.
  - 6 Fischermann & Lichterbeck, Der Kampf um die Lunge der Welt: Weiße Holzfäller zerstören den Amazonaswald. Wie drei Indianerstämme versuchen, sie daran zu hindern, 2014.
  - 7 Babassu-Palme (*Attalea speciosa*).
  - 8 Eine kräftige erdig-rote Farbpaste aus den Samen der Dornenfrüchte des Annattostrauchs (*Bixa orellana*). Urucum wird bei vielen Amazonasvölkern für Bemalungen, zur Körperpflege und bei Ritualen eingesetzt.
  - 9 Die Kastanienertente dreht sich hauptsächlich um die Castanha do Pará, die Samen der lat. *Bertholletia excelsa*, vgl. Instituto Xavante, 2016. Pará ist ein Bundesstaat im brasilianischen Amazonasgebiet, daher kommt die Bezeichnung. Die gebräuchlichste Übersetzung ins Deutsche lautet in der Botanik und im Lebensmittelhandel «Paranuss» beziehungsweise «Paranussbaum». Es gibt auch die Bezeichnungen Amazonenmandel, brasilianische Kastanie, Brasilnuss, Rahmnuss und einige mehr. Abweichend davon, und nach einer ausführlichen Erörterung des Themas mit einer deutschsprachigen Botanik-Expertin beim Botanischen Garten/Jardim Botânico in Rio sowie an der Universität Rostock, ist im Buch von «Kastanien» und «Kastanienhainen» die Rede. Dies ist aus botanischer Sicht nicht falsch, nur unpräzise, und die Entscheidung ist eine literarische im Sinne einer kulturellen Übersetzung. «Kastanien» wecken bei Deutschen vergleichbare Assoziationen wie «Castanhas» bei den Tenharim, also Kindheitserinnerungen, Gemeinschaftserlebnisse an Feuerstellen, die Jahreszeit der Ernte.
  - 10 Der Begriff «Wildschwein» ist weit gefasst und meint hier mehrere Tierarten zugleich. Im Tenharim-Gebiet werden vor allem Queixada-Schweine (Weißbartpekari, lat. *Tayassu pecari*) und Caititus (Halsbandpekari, lat. *Pecari tajacu*) gejagt. Quelle: Instituto Xavante, 2016.
  - 11 Kapuzineraffe, auf Portugiesisch «Macaco Preggo», wissenschaftlich die Gattungen *Cebus* sp. und *Sapajus* sp. (Alfaro, 2012).
  - 12 Eine Farbe aus dem Saft der Jenipapo-Frucht (*Genipa americana*), die zunächst farblos ist, nach einigen Stunden in der Sonne aber eine blauschwarze Färbung der Haut hervorruft, die mehrere Wochen lang hält.
  - 13 Eine dickflüssige fermentierte Masse aus gestoßenen Babassu-Nüssen.

- 14 Der Tapir (*Tapirus terrestris*) ist ein dunkelgrau gefärbtes Tier, das schweinförmig aussieht und im Tenharim-Gebiet die Größe von Rindern annehmen kann. Es ist aber kein Schwein, sondern näher verwandt mit Pferden, Eseln und Rhinozerosen.
- 15 Der Mutum ist auf Deutsch ein Hokkohuhn (aus der Familie der Cracidae sp.), eine Art Wildhuhn mit überwiegend schwarzen Federn, vgl. Instituto Xavante, 2016. Es ist zugleich das Wahrzeichen des Mutum-Clans der Tenharim. Zunächst erscheint es überraschend, dass Madarejúwas Großvater seine Kriegerauszeichnung für das Erschießen dieses vergleichsweise kleinen Tieres bekam. Doch der Tapir, den Madarejúwa für seine Initiation schoss, ist eigentlich ein leichteres Ziel, er ist größer und steht an den Tränken lange Zeit still. Ein Hokkohuhn läuft ständig herum.
- 16 Das sehr flüssige Harz aus Copaibabäumen (aus der Gattung der *Copaifera* sp.), wozu mehrere Spezies mit jeweils etwas unterschiedlichen medizinischen und kosmetischen Anwendungsgebieten gehören. Copaiba-Öl riecht sehr stark aromatisch, ihm werden entzündungshemmende, auch antibiotische Wirkungen nachgesagt.
- 17 Strenggenommen war der Mann ein Brasilianer, doch zu dieser Zeit wurden die weißen Brasilianer mit Bezug auf die Kolonialmacht Portugal noch häufig Portugiesen genannt.
- 18 Das ist auch die Version der Interessenvertretung des Tenharim-Volkes bei der Indianerschutzorganisation APITEM. Die Vorwürfe von Zwangsarbeit, Versklavung und anderen Gewaltformen wurden in einer Untersuchung durch das Ministério Público Federal Brasiliens aufgearbeitet, das zu dem Schluss kam, dass der Staat den Tenharim große Entschädigungszahlungen schuldet (mit deren Bezahlung niemand tatsächlich rechnet). Für dieses Buch konnte das nicht überprüft werden, aus erster Hand haben einige Senioren des Volkes allerdings noch über Arbeit für die Baufirma gesprochen. Es war offenbar so, dass viele Tenharim sich erfolgreich vom Straßenbauprojekt fernhalten konnten und dass einige sich freiwillig oder unfreiwillig daran beteiligten. Dass es sklavenähnliche Beschäftigungsverhältnisse und Vergewaltigungen und Entführungen gab, ist sehr gut möglich, aber für dieses Buch lagen dafür keine klaren Belege vor. Es gab ein anderes Bauprojekt der gleichen Baufirma, die die Transamazônica konstruierte, am Fluss Igarapé Preto in einem Tenharim-Siedlungsgebiet, eine große Zinnerzmine. Sie war in vieler Hinsicht ein menschliches und ein Umwelt-Desaster, aber es gab dort Bezahlung und Unterkünfte für indigene Arbeitskräfte. Siehe dazu auch Araujo Junior, 2014, und Castilho A., 2014.
- 19 Etwa 14 Euro.
- 20 Etwa 480 Euro. Vermutlich ist das eine Übertreibung von Seiten der Händler, denn kaum jemand in dieser Region, geschweige denn bei einem indigenen Volk, wird sich Spitzengeräte dieser Preisklasse leisten.
- 21 Etwa 70 Euro.